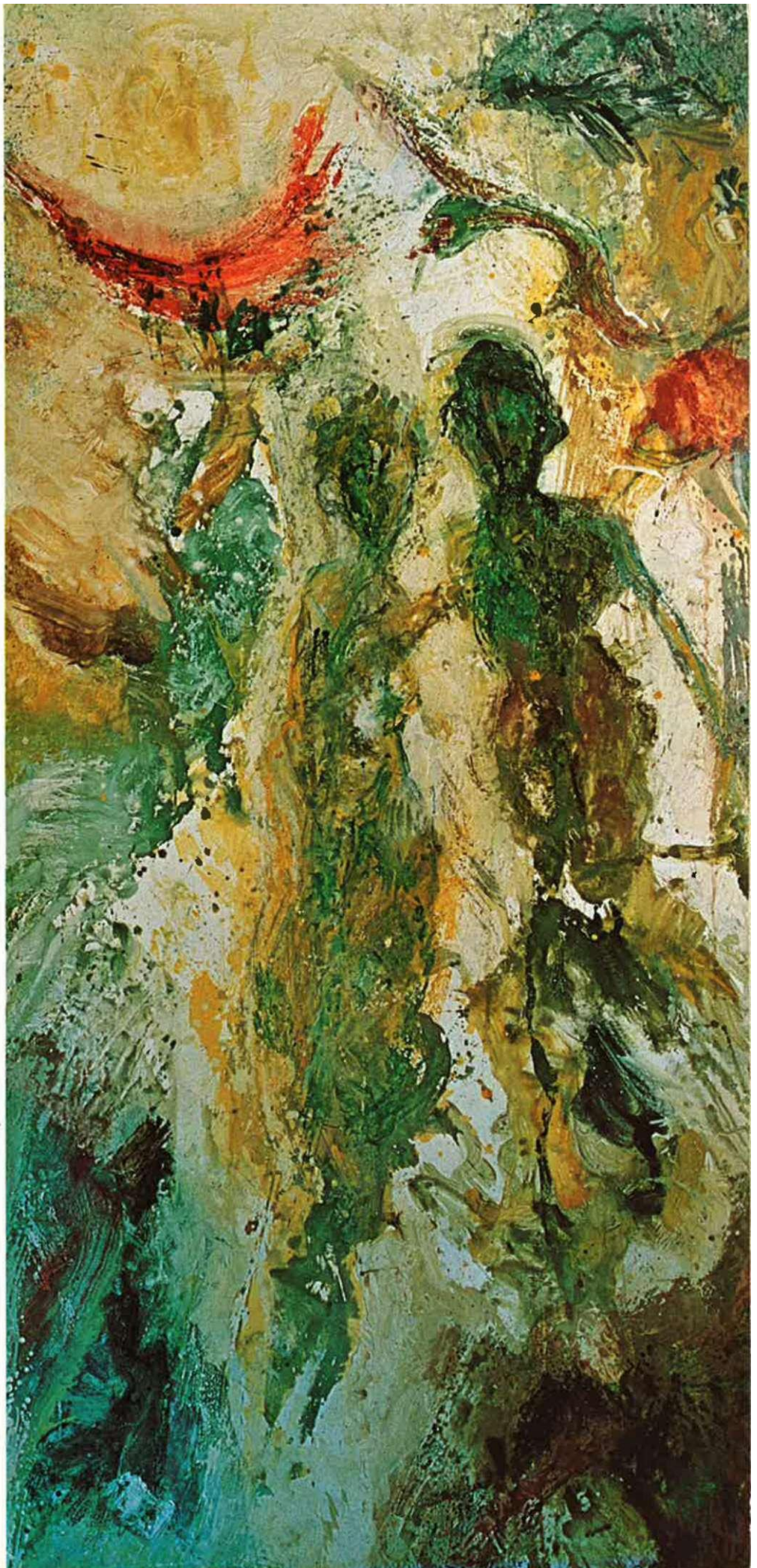


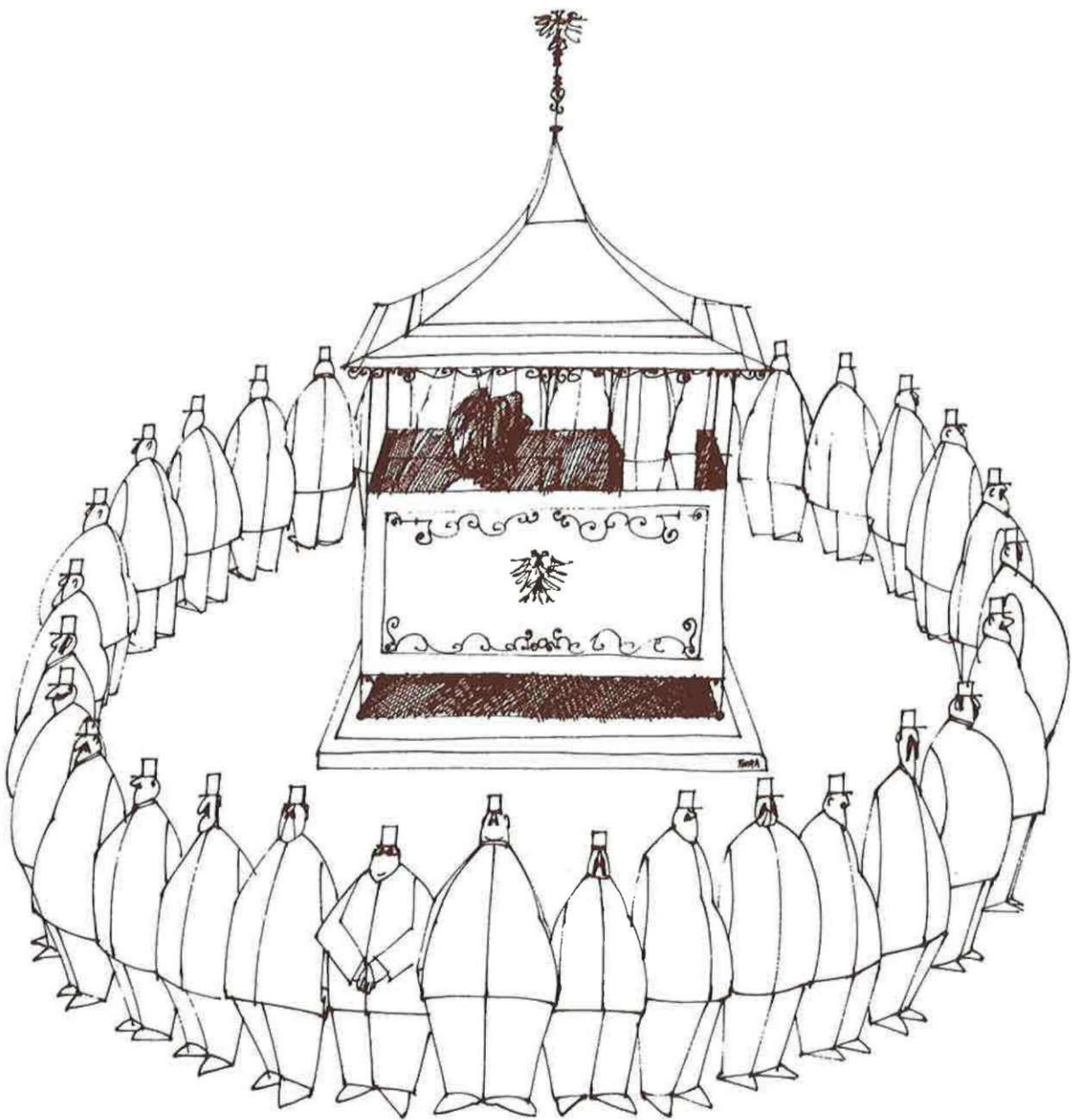
AKTUELLE
SÜDTIROLER
KULTURZEITSCHRIFT

ARUNDA

S.I.A.P. GR. IV - 70%



ARUNDA 5 1977/78



Titelbild:
DAS URPAAR Mittelstück aus dem Triptychon
GENESIS von Jörg Hofer (1977)
Rückseite:
Gesamtansicht des Triptychons, 210 x 3000 cm,
Eitempera, aufgestellt im romanischen Kirchlein St. Sisinius, Laas
Rechter Flügel KOSMISCHE KRÄFTE
Mitte DAS URPAAR
Linker Flügel DIE ERDE
Jörg Hofer, geb. 1953 in Laas, Vinschgau
studiert seit 1973 in Wien Malerei bei Prof. Max Weiler
Anschrift: I - 39023 LAAS, Hauptstraße 41, Tel. (0473) 7 35 68
A - 1050 WIEN, Margaretenstraße 74/2/16, Tel. 5 77 98 34

MAJESTÄT MUSS...

Paul Flora zeichnet ein kaiserliches Klosett mit Adjutanten in gebührendem Abstand – eine liebenswürdige Erinnerung an eine nostalgische Einrichtung. Sicherlich sind die Reflektionen bei dieser Beschäftigung, die Geistesblitze und Erkenntnisse sehr häufig und ein Wissenschaftler könnte der Frage »Nostalgie und Stuhlgang« oder »Stuhlgang und Weltgeschichte« nachgehen. Wir möchten aber nicht weiter diesen Gedanken verfolgen, sondern zu den Beiträgen dieser Nummer überleiten. Sie nehmen nur teilweise die liebevolle Rückerinnerung als Thema auf, etwa das alte Kaffee Kusseth in Bozen, die Erinnerungen des Malers Josef Kienlechner oder das erschütternde Dokument aus der russischen Gefangenschaft des Grödnerns Josef Keim.

Nostalgie ist eine wesentliche Dimension des Menschen. Sie entspringt dem sich erinnernden Denken. Nostos und Algos, Worte aus dem schweren Klang des Griechischen geprägt, und sie heißen die Rückkehr, das Leid. Sie treffen Ulixes auf der Höhe seines Weges, um die Zeit seines Mittags, wo er, in die Nähe der Götter gerückt, von dem eingeholt wird, das er zurückgelassen glaubte, damals, als er auszog, andere Ufer zu sehen und sich nicht zu erinnern. Staunend, in schmerzender Klarheit sieht er, wie weit er gegangen ist, wie fremd er sich geworden ist: die andere, die alte Welt hat ihn eingeholt, gewinnt Gestalt vor seinen Augen, er beginnt sich zu sehnen »auch nur den Rauch aufsteigen zu sehen von seinem Lande«, und es verlangt ihn nach der Heimkehr. Diese Sätze schreibt Norbert Florineth in seinem Leitartikel »Ulixes oder die Umwelt«.

Erinnerungen, Briefe, Reiseberichte, Beiträge in Mundart, über den Laub König oder eine psychologische Studie über Nostalgie, über Kitsch oder über das Wesen des Lachens seien hier nur angedeutet. Wichtig ist vor allem auch die Absicht, die wir mit dem Titelbild verfolgen. Jörg Hofers »Genesis« scheint uns eines der wenigen tief empfundenen religiösen Bilder unserer Zeit zu sein, aufgestellt in der romanischen Kirche des Heiligen Sisinius in Laas. Nein, es ist kein Auftrag, Hofer hatte einfach die Idee, das Triptychon in dieser eindrucksvollen Apsis aufzustellen, hat die Arbeit teilweise auch noch dort fortgesetzt. »Kosmische Kräfte«, »Das Urpaar«, »Die Erde« nennt er die drei Flügel und mit dieser Rückkehr zu den Archetypen erscheint religiöse Kunst wieder glaubhaft.

Kürzlich wurde in Innsbruck der neue Tiroler Almanach vorgestellt. Doppelsprachig: deutsch und italienisch. Als hätte es kein nationalistisches Jahrhundert gegeben. Man knüpft wiederum dort an, wo man gar nie hätte aufhören sollen. Die Heimat ist größer geworden. Volkmar Hauser aus Innsbruck hat dieses Konzept des doppelsprachigen Almanachs gegen manchen Widerstand durchgesetzt. Es werden wieder Fäden gesponnen über Abgründe und alte Steige begangen. Gewissermaßen ein nostalgisches Anliegen. Und aktuell.

VORSCHAU

ARUNDA 6 wird etwa im Februar erscheinen und diesmal ein Thema aus dem Pustertal behandeln. Der Autor dieser Monographie ist Diözesankonservator Dr. Karl Gruber, Brixen.

ARUNDA 7 widmet sich dem Leitthema »DIESE SUPPE ESS ICH NICHT«. Konsum und Konsumverweigerung, Satire, Kultur und Kulturpolitik, böse und liebevolle Analysen und was eben so zusammenkommt. Wer mitarbeiten will, schicke die Beiträge bis zum 31. März 1978 an die Redaktion der ARUNDA, I - 39028 SCHLANDERS, Hauptstraße 12, Tel. (0473) 7 01 03.

Hans Wielander

ULIXES ODER DIE UMKEHR

Am Anfang des großen Krieges, als er sein Zelt abseits von den übrigen aufstellen ließ, hatte man sich darüber gewundert. Denn der Ort der Hauptleute war in der Mitte des Lagers. Später, mit den Jahren, war man es dann gewohnt, daß er auch in anderen Dingen anders war, aber man achtete ihn, trotzdem oder weil er es war, und er hatte unter ihnen seinen Platz eingenommen. Wenn er, was bisweilen vorkam, an den Streifzügen und den Kämpfen vor der Stadt teilnahm, beobachtete man ihn aufmerksamer: wie er den Streitwagen lenkte, die Lanze warf, sich seinen Gegner aussuchte. Es war, als erwarte man von ihm, was man von keinem sonst erwarten mochte, nicht von Menelaos oder Agamemnon, auch von Diomedes nicht und Patroklos, ja nicht einmal von Achilles, dem Sohne der Göttin. Diese Erwartung steigerte sich mit den Jahren, die vergingen. Aber die Siegeslieder, die er vernahm, wenn ein Führer der Trojaner erschlagen und in die Mitte des Lagers geschleift war, wo die Zelte der übrigen Hauptleute standen, und das Wehklagen, wenn es einen der Griechen getroffen hatte, gingen an Ulixes vorbei, wie Sonne und Regen an ihm vorbeigegangen waren, seit der Zeit, als sein Zelt am Rande des Lagers stand.

Von dort sah er, deutlicher als von anderswo, die Stadt, oder vielmehr ihre Mauern, die immer noch gleichgebliebenen, standhaften, er sah sie, wenn am Abend die ersten Wachfeuer aufflammten, oder wenn die Nacht von Osten und von der Stadt her sich über das Lager legte, und sie standen vor ihm im Grau der Frühe, wenn der Lichtschäum der Dämmerung an den Wänden des Zeltes aufstieg.

Immer waren sie da, das Eigentliche, sein Ziel, weswegen er seine Insel verlassen, das Meer durchfahren hatte. Und er war sich bewußt, daß sie sich beide im Auge behielten, sich gleich Tieren belauerten, daß sie auf sich warteten bis zur letzten endgültigen Entscheidung, er und die Stadt.

So hatte er sich von den anderen allmählich entfernt, Siege und Niederlagen berührten ihn nicht, die Namen der Gefallenen waren ihm in den Sand geschrieben, solange die Mauern waren und die ungebrochenen Tore: bis sie dann zu ihm kamen, aus der Mitte des Lagers, aus den Zelten der Hauptleute, als die Besten lange nicht mehr lebten, Patroklos, Hektor, und auch Achilles gefallen war, der Sohn der Göttin.

Ulixes aber zeigte seinen Plan, das Roß aus Planken wurde gebaut, die Tore geöffnet, die Stadt brannte durch Tage und Nächte, die Mauern waren geschleift.

Und die Heimkehr endlich. Die nur vorgegeben ist. Denn erfüllt ist sie noch von Abenteuern, eine Fortsetzung der Zeit, wo sie noch vor der Stadt gelegen hatten, noch brennt ihr Feuer in den Augen der Männer, noch gilt es Inseln zu

erobern, andere Städte zu brechen, Beute auf die Schiffe zu schleppen. Noch darf Ulixes, ohne ihm zu erliegen, den Zaubergesang der Sirenen hören, noch heißt es zu messen in kluger Fahrt zwischen Meeresstrudel und Felsen und der vielköpfigen Schlange. In die Höhle des Ungeheuers dringt man ein, es in sein einziges Auge zu treffen und es zu blenden: um dann zu sagen von sich »ich, Ulixes habe es getan, der Sohn des Laertes, der über das Meer gekommen ist, der kluge, der vielgewandte, der die Tore zerbrach, die Mauern stürzte, die Stadt verbrannte.«

Und als er dann, an der Seite der Göttin, der Tochter des Atlas, auf der stillen Insel war, die Speise und der Trank der Götter genießend, was hätte ihm an seinem Glücke fehlen sollen; war ihm nicht zuteil geworden, was keiner der Griechen erreicht hatte, unvergänglicher Ruhm und die Gemeinschaft mit einer Unsterblichen.

* * *

Aber an den Anfang der Geschichte des Ulixes, bevor er von den anderen Taten des Ulixes sagt, setzt der Dichter die Worte, die den Sinn seines Lebens bilden sollten. Nostos und Algos, Worte aus dem schweren Klang des Griechischen geprägt, und sie heißen die Rückkehr, das Leid. Sie treffen Ulixes auf der Höhe des Weges, um die Zeit seines Mittags, wo er, in die Nähe der Götter gerückt, von dem eingeholt wird, das er zurückgelassen glaubte, damals, als er auszog, andere Ufer zu sehen und sich nicht zu erinnern. Staunend, in schmerzender Klarheit sieht er, wie weit er gegangen ist, wie fremd er sich geworden ist: die andere, die alte Welt hat ihn eingeholt, gewinnt Gestalt vor seinen Augen, er beginnt sich zu sehnen »auch nur den Rauch aufsteigen zu sehen von seinem Lande«, und es verlangt ihn nach der Heimfahrt. So haben sich die Werte verkehrt, er weiß, daß seine Zeit geworden ist, und die Götter, die allerschauenden, allesverstehenden, haben Mitleid mit ihm. Sie führen ihn fort aus dem Bereich der großen Taten und des Ruhmes, in ein neues, bedeutungsvolleres Sein, das seinem veränderten Wesen gleichgestellt ist, zu dem er zurückkehren, in dem er aufgehen will.

Deshalb wird ihn, seitdem er erkannt hat, nichts mehr halten, weder Dinge noch Menschen, er wird den Hof und die Gastfreundschaft des Alkinoos bald verlassen, an Nausikaa, der Königstochter, wird er vorübergehen. Am Strande seiner Insel wird er erwachen und er wird weinen, weil er sein Vaterland nicht mehr kennt, so fremd ist es ihm geworden. Als Bettler verkleidet kämpft er um einen Platz an der Schwelle seines Hauses. Alte Laute werden ihm vertraut, Namen, Eumaios, Melanthis, Philoithios, die Hirten seiner Ziegen, Schweine und Rinder. Eurykleia begegnet

er, seine Amme, die ihm am Herde des Hauses die Füße wäscht und ihn, den in Lumpen gehüllten erkennt an der Narbe, »die ihm einst ein Eber mit dem weißen Zahne schlug, als er zum Parnaß kam, zu Autolykos und seinen Söhnen« ...

Und sie sagt: »Wahrhaftig, du bist Odysseus«, und ihre Augen füllen sich mit Tränen, »liebes Kind«, sagt sie zu ihm, »philon tekos«, das Wort, weswegen es sich lohnt heimzukehren. Er aber antwortet ihr wie früher, denn wie seine Seele ist auch seine Sprache alt und anders geworden: »Maia, Mütterchen, du hast mich selbst genährt an deiner Brust, und jetzt, nachdem ich viele Schmerzen ausgestanden, bin ich, im zwanzigsten Jahre, in das väterliche Land gekommen«. »Es patrida gaian«. Dem Antaios gleicht nun er, jenem Riesen, den die Berührung mit der Erde unbezwinglich machte, nur daß die Kraft des Ulixes aus dem Boden seiner Heimat stammt, daß er tun kann, was von der Notwendigkeit her zu tun ist, das Haus zu reinigen und den großen Bogen, wie vor Zeiten, zu spannen.

So hat Homer, von dem man sagt, daß er blind gewesen sei, von Ulixes erzählt. Er hat zur Iliupersis, der Geschichte von der Zerstörung der Stadt, als zweites Werk den Nostos, die Geschichte der Heimkehr und Umkehr gesetzt. Er hat damit in das Wesen des Menschen getroffen, dessen, der auszieht, die Welt zu unterwerfen, der nicht zweifelt und seiner selber sicher ist, bis das Staunen ihn faßt und er zu erkennen beginnt. Schmerzend trifft ihn diese Klarheit, weil er sich der langen Trennung inne geworden ist, Trennung von dem, was immer ein Teil seines Ich gewesen ist. Heimkehr zu dem, was im Grunde der Seele als Vergessenes wartet; die Trauer, daß man sich entfernt hat, die Sehnsucht zurückzukehren, bezeichnet man mit den Worten Nostalgie, Nostos und Algos, ein Begriffspaar, das nicht voneinander getrennt werden kann. Die Worte stehen, wie erwähnt, am Anfang der Odyssee, der Geschichte über Ulixes, des einsamen Heimkehrers.

* * *

Über ihn stellen sich noch weitere Fragen; eine davon ist, ob seine Umkehr eine einmalige und endgültige ist. Ob Umkehr und Stillstand der Wesensart des Ulixes adäquat sein kann.

Ein anderer Großer der Weltliteratur hat darauf Antwort gegeben. Dante läßt im sechszwanzigsten Gesang des Inferno Ulixes noch einmal seine Männer versammeln. Er, der bereits im Abend seines Lebens steht, will wiederum das große Abenteuer suchen, das Meer bis an seine Grenzen erforschen, das Unendliche in die Schranken fordern.

*nè dolcezza di figlio, nè la piêtà
del vecchio padre, nè il debito amore
lo qual dovea Penelopè far lieta,
vincer poter dentro da me l'ardore
ch'i 'ebbi a divenir del mondo esperto ...*

Steht dieser neue Ulixes des Dante im Widerspruch zu Ulixes, dem Heimkehrenden, bedeutet es eine Widerlegung des Menschenbildes, wie Homer es entworfen hat?

So könnte es auf den ersten Blick scheinen. Gewiß ist, daß sich viele mit Ulixes und seiner Deutung befaßt haben und daß seine Figur nicht fertig zu zeichnen ist, da er das Symbol für den Menschen schlechthin darzustellen scheint. Gewiß ist aber auch, daß Umkehr in ihrem tieferen Sinn, und Ulixes ist der Beweis dafür, nie eine einmalige und endgültige sein kann. Wenn Ulixes seine Familie, sein Heimatland wieder verläßt, so ist dies folgerichtig und seinem Charakter entsprechend. Die Bedeutung seiner ersten Umkehr bleibt bestehen, sie ist für ihn die entscheidende, sie ist nicht mehr auszulöschen: es ist die Grunderschütterung des Menschen, die ihn erst zum Menschen macht, die ihn von denen abhebt, die Umkehr als Erkenntnis und Leid nicht erfahren haben oder nicht erfahren wollen. Es sind jene nicht zu Erschütternden, jene dem Ziel Verschiebenen, die Heim- oder Umkehr für Schwäche oder für Inkonsequenz halten, jene der Mehrheit imponierenden Tatmenschen pragmatischer und geistiger Provenienz, die sogenannte Geschichte machen und über die vorwiegende Geschichte geschrieben wird, denen das Leitmotiv »per aspera ad astra« zusätzlich noch moralische Rechtfertigung einbringt. Ihr Wesen ist geprägt durch die Kraft und die Unbeschwertheit zu denken und zu handeln. »Pervicacia« nennt es einmal Tacitus in seiner Germania, Hartnäckigkeit, das Sichnichtbeugenkönnen, und er denkt dabei an den gesunden Stamm der Germanen. Er, der Sohn eines Volkes, das seinen Scheitelpunkt überschritten hat, weiß Bescheid um den Unterschied; daß die neue Rasse die Nachfolge in der Geschichte antreten wird, ist die Folge eben dieser Gesundheit, der Treue zur Idee, die er als feinnerviger Kultur Mensch zugleich achtet und verachtet.

Die anderen aber, es gibt sie zu allen Zeiten, die durch das Nostoserlebnis Vor-sichtig gewordenen, setzen ihre Schritte behutsamer. Sie wissen, daß Umkehr sich wiederholt, sie steht gleichsam vor ihnen, es ist die Unruhe und die Sehnsucht des Herzens, die einmal erlebt, sie bis zu ihrem Ende begleiten wird und die sich soweit steigern kann bis zur Sehnsucht nach dem Leeren.

Ulixes ist einer von ihnen. Dante hat, aus der festgefügt Welt des Mittelalters denkend, ihn in den Kreis der Hölle versetzt: Ort der Unruhe für die, welche von ihrem Wesen her unruhig sind. Er hat dabei dem Wunsch des antiken und wohl auch modernen Menschen unbewußt Rechenschaft getragen, dort weiterzuleben, wo das Letzte nicht gelöst ist, wo es das Wagnis gibt der Ausfahrt und das der Heimkehr, wo das Leid noch nicht weggenommen ist und die Spannung zwischen Trauer und Erlösung noch besteht, wo das Prinzip der Unruhe gesetzt ist anstelle der Ruhe, wo die Möglichkeit besteht, ewig Mensch zu sein.



Amor-Marmorbüste
im Besitze der Familie Lechner

Hans Wielander

POLITIK UND MARMOR

»Der Kaiser im Schafstall« oder »Das Carrara der Habsburger« oder »Wie der Traum von der Ewigkeit ein Tiroler Dorf verändert hat« ... diese und ähnliche Titel fallen mir ein, wenn ich an das Marmordorf Laas denke.

Hier bestellte sich das 19. Jahrhundert die Dekoration für seine letzte Vorstellung. Denkmäler für Kaiser und Könige und für gewöhnliche Sterbliche; für Geistesfürsten und solche, die dafür gehalten wurden; Denkmäler für Kriege und Siege und ihre einzig sichtbaren Früchte, die Gefallenen. Hier wurde der blasse Glaube an die Ewigkeit in Marmor gemeißelt, während Gustav Mahler in den Pustertaler Wäldern die Begleitmusik schrieb.

Frau Maria Lechner, die Witwe eines der großen Marmor-Unternehmer und ihr Sohn Sigmund, ein gelernter Steinmetz, zeigen ihre einst modernen Werkstätten, die nun zum verstaubten Museum geworden sind. Alte Fotoplatten, Modelle, Sinnliches und Übersinnliches. An der Außenwand eines Werkschuppens ein blendend weißes Denkmal des Japanisch-Russischen Krieges ... oder war es ein anderer Krieg? Es steht nun schon über siebenzig Jahre in Wind und Wetter und ist der beste Beweis für die hohe Qualität dieses Materials. Aber es wurde nicht mehr abgeholt, ebenso wie das riesige Standbild für den Kaiser Franz Josef, das nun in einem Schafstall auf seine Erlösung wartet. Ruhm und Ehre ist eben auch eine Frage des Datums.

Vom einst hochstehenden Kunsthandwerk in Laas sind bestenfalls einige Reste geblieben und die Gespräche, was man wohl tun könnte. Porträtbüsten, Kinderköpfe und Grabfragmente stehen in den vernachlässigten Gärten villenartiger Häuser, die einst bessere Tage gesehen haben. Heroische, kalte Gestalten, Jugendstil für Kindergräber, polierte Schenkel und Brüste ... noch heute leuchtet im Dorfe der Marmor wie die weißen Halskrausen auf den Bildern der Holländer. Das riesige Marmorlager aber lauert wie eine chaotische Akropolis. Denn heute werden die Brüche schonungslos ausgebeutet. Das Resultat dieses Raubbaues ist ein riesiges Blocklager, eine Baustelle für Pyramiden. Der Marmor wird in kaltweiße Platten geschnitten, der blaugeäderte »fantastico« bedeckt amerikanische und japanische Hochhäuser oder Bankhallen ... Marmor für die neuen Götter.

Der Marmorkult hat das Material verdorben. Dabei gehören die Marmorarbeiten der Vinschgauer Steinmetzen zu den ältesten und eindruckvollsten Kunsterzeugnissen Tirols. Das Portal der Kapelle von Schloß Tirol ist ebenso aus diesem Material wie die frühgeschichtlichen Algunder Menhire. Auch die Römer haben mit Marmorfindlingen aus dem Vinschgau ge-



Der Marmorblock für ein Moltke-Denkmal
im Gölfler Basislager

handelt und sie bis nach Bayern geführt. Beispiele aus dem frühen Mittelalter lassen noch die spätrömischen Einflüsse erkennen. Die engen Beziehungen zur Lombardei brachten Wanderhandwerker aus dem Intelvital bei Como in den Vinschgau. Irische Baumeister, die mit den fränkischen Eroberern und Missionaren ins Land kamen, brachten keltisch-germanische Formelemente. So vermischen sich an der romanischen Apsis der Pfarrkirche von Laas Kreisornamente, Schnüre, Blattwerk und Rosetten mit germanischen Formelementen wie Flechtband, Riemenwerk und Tierfratzen... Propaganda und Machtanspruch einer gewalttätigen Zeit, aber auch Zauberformel, Bannzeichen und Hoffnung auf Ewigkeit.

Nach den Engadiner Kriegen begann um 1500 im ganzen Vinschgau eine rege Bautätigkeit. Wappen auf Schlössern und Kirchenportalen markieren den Machtanspruch des Adels. Für Sockel, Fensterleibungen, Gesimse, Wanddienste, Portale, Eckquadern und Schießscharten wurde Marmor verwendet und die Herren konnten von weißen Balkonen auf das Volk herabblicken.



Der Anstoß für die Gewinnung und Bearbeitung ist fast immer von auswärts gekommen. Im Mittelalter waren es meistens Steinmetzen aus Italien. 1717 wird in Schlanders ein Bildhauer Antonio Maggi erwähnt. Im 19. Jahrhundert waren es vor allem Unternehmer aus Deutschland. 1865 hatte der Norddeutsche Johann Steinhäuserer wiederum eine Wende gebracht, indem er die Marmorgewinnung industriell betrieb und die Verarbeitung ganz nach Laas verlegte, wo 1873 die Fachschule für Marmorbearbeitung entstanden ist. Seit damals spricht man vom Laaser Marmor, zumal sich die Firma Steinhäuserer »Marmorwerke Laas« genannt hat. Früher hat man nämlich den Marmor vor allem in den Göflanern »Wanttlöchern« gebrochen. Pater Ephraim Kofler spricht in seiner Chronik aus dem Jahre 1840 von 74 Arbeitern in Göflan; durch einen amerikanischen Großauftrag erreichte die Marmorindustrie nach dem Zweiten Weltkrieg den Höchststand von 600 Arbeitern, darunter viele Italiener, was natürlich wiederum zu einem Politikum wurde.

Weltgeltung aber hat der Laaser Marmor dann wegen seiner hervorragenden Qualität im 19. Jahrhundert erlangt. Neben dem edlen Werkstein aus Laas ist der Marmor von Göflan und Martell nicht weniger kostbar. Insgesamt unterscheidet man 14 Marmortypen und vom besten, dem »statuario« sagt der Bayerische Hofbildhauer Ludwig von Schwanthaler (1802-1848), indem er ihn mit dem mehr gipsartigen Marmor aus Carrara vergleicht: »Der Carrara ist Käse, leblos, stumpf, der Laaser lebendig, leuchtend.«

Leuchtend wie die Gletscher des Hohen Angelus, dessen Fließformen das Laaser Tal krönen. Darunter, quellend in verborgenen Schichten, die sich bis Töll und weiter bis nach Sterzing zu einem der größten Vorkommen der Erde fortsetzen, schlummert der Marmor wie fossiles Eis. In mühevoller Arbeit, unter oft extremen Bedingungen – der Göflaner Bruch liegt über der Waldgrenze –, wird der Zuckerstein aus der Oberfläche oder aus Stollen geschnitten. So entstanden Felsendome, Konzerthallen für ein europäisches Requiem: am Ende des Zweiten Weltkrieges wollte man hier Anlagen für die Kriegsindustrie unterbringen.

Die modernen Förderungsanlagen, die Schräg- und Flachbahn, der mächtige Kran im Basislager, die Seilbahn zum Weißwasserbruch und die neue Straße zum Göflaner Bruch wurden erst nach dem Ersten Weltkrieg oder noch später gebaut. Auch hier kam die Initiative wieder von auswärts. Deutsche Ingenieure und italienische Unternehmer machten den Laaser Bruch zum modernsten seiner Zeit. Aber einem starken Export nach Deutschland widersprachen die Nationalsozialisten. Hitler war der Meinung, der weiße Marmor sei undeutsch.

Die künstlerische Bearbeitung aber hat seit dem Ende der Habsburger Monarchie und vor allem auch seit der Auflösung der Kunstschule praktisch aufgehört.



Uroboros, die Weltenschlange, Symbol ewiger Erneuerung,
und die Sanduhr: Zeit und Ewigkeit.

Der alte Fritz Florineth aus Laas, allgemein »Maler Fritz« genannt, wahrscheinlich der letzte noch lebende Besucher der einstigen »K. u. K. Fachschule für Steinbearbeitung«, erinnert sich gerne an jene bewegte Zeit, als Laas zum wirtschaftlichen und wohl auch kulturellen Zentrum des Vinschgaues aufzurücken begann. Das arme Dorf bekam nun plötzlich eine neue Verdienstquelle. Schon bald murrten viele Bauern, denn sie bekamen keine billigen Knechte mehr. Auch das kleinere Göflan hat sich erst in jener Zeit wirtschaftlich erholt. Früher, so erzählt man in Schlanders, hatten die Armen von Göflan das Recht, wöchentlich einmal in Schlanders und Umgebung betteln gehen zu dürfen. Und jetzt verdiente ein Seilzieher oder Träger, ein Fuhrknecht, Bremser oder Steinklopfer mehr als mancher Bauer. Bald bildeten sich verschiedene Sozialschichten und es entstanden ernste Spannungen. Viele junge Leute gingen in die Fachschule, die im Laufe der Jahrzehnte Hunderte von Steinmetzen und Steinbildhauer oder Künstler ausgebildet hat. Die Besucher der Schule kamen aus ganz Europa, besonders aber aus den habsburgischen Kronländern. Die Professoren, so etwa der histo-



Schwan-Symbol der Verwandlung - sich im Fluge erhebend.
Marmorrelief auf einer Grabplatte in Schlanders

risierende Beran oder sein Gegenpol Augenmüller, der bereits die Ideen der Wiener Sezession vertrat, brachten nicht nur technisches Können, sondern auch neue Ideen, sodaß hier im Vinschgau die Auseinandersetzungen zwischen Konservativen und Modernen schon sehr früh einsetzte. Die »Sieben-Meister-Gasse« in Laas erinnert noch heute daran, daß hier zahlreiche Betriebe gestanden haben. Überall wurde modelliert, punktiert, gemeißelt. Die Gestalten der Ringstraße standen zuerst in den Gassen von Laas zwischen den heute noch unverputzten, düsteren Steinmauern.

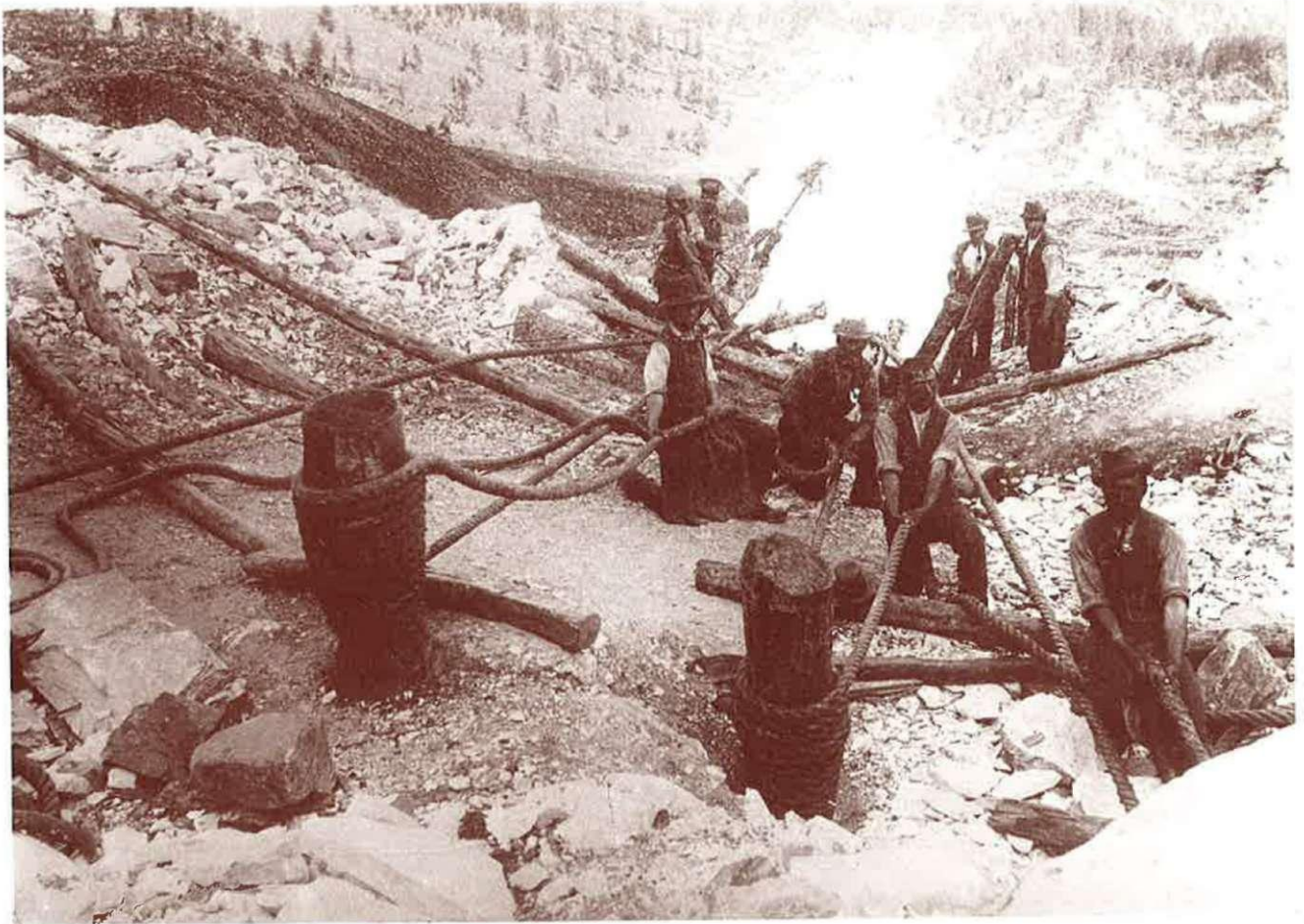
Fünf Jahre dauerte die Ausbildung an dieser angesehenen Schule, die mit Schülern, Lehrern, Assistenten und Personal etwa 100 Menschen umfaßte. Das bunt zusammengewürfelte Völkchen, eine Miniaturausgabe des großen Reiches, wohnte bei Kleinhäuslern, verkroch sich im kalten Laaser Winter in den warmen Mutterleib der Stube und politisierte hinter der Ofenbank. »Mon hot go kuan Plotz mear kriagt, wenn mon nit rechtzeitig kemman isch«, erzählt der alte Florineth. Auch die Moral kam ins Wanken. Zur Beichte ging man ins nahe Schlanders, zu den Kapuzinern. »Bisch aus

Laas?« forschte der Beichtvater, wenn ja: »Dann bisch a Fock!« Von einem solchen Individuum wird berichtet, er habe justament vor der Kommunion immer zwei Pudel Schnaps trinken müssen, was man ihm denn auch vorgehalten hat. »Wenn der Herrgott über den Bach Cedron gekommen ist, dann wird er auch über diesen Schnaps kommen«, war seine Antwort.

Vor dem Bau der Flachbahn mußte der Marmor des Lechner-Bruches vom Laaser Tal über den steilen Talweg beim Martinskirchlein auf schweren Fuhrwerken heruntergeführt werden, eine schwierige und gefährliche Arbeit. Ein Fuhrmann namens Martin schrieb folgenden Spruch auf ein Marterl:

*»Heiliger Martinus mein,
misch di nit ins Fuhrwerk drein,
weil wenn der Schrepfer bricht,
bischt döcht für nicht.«*

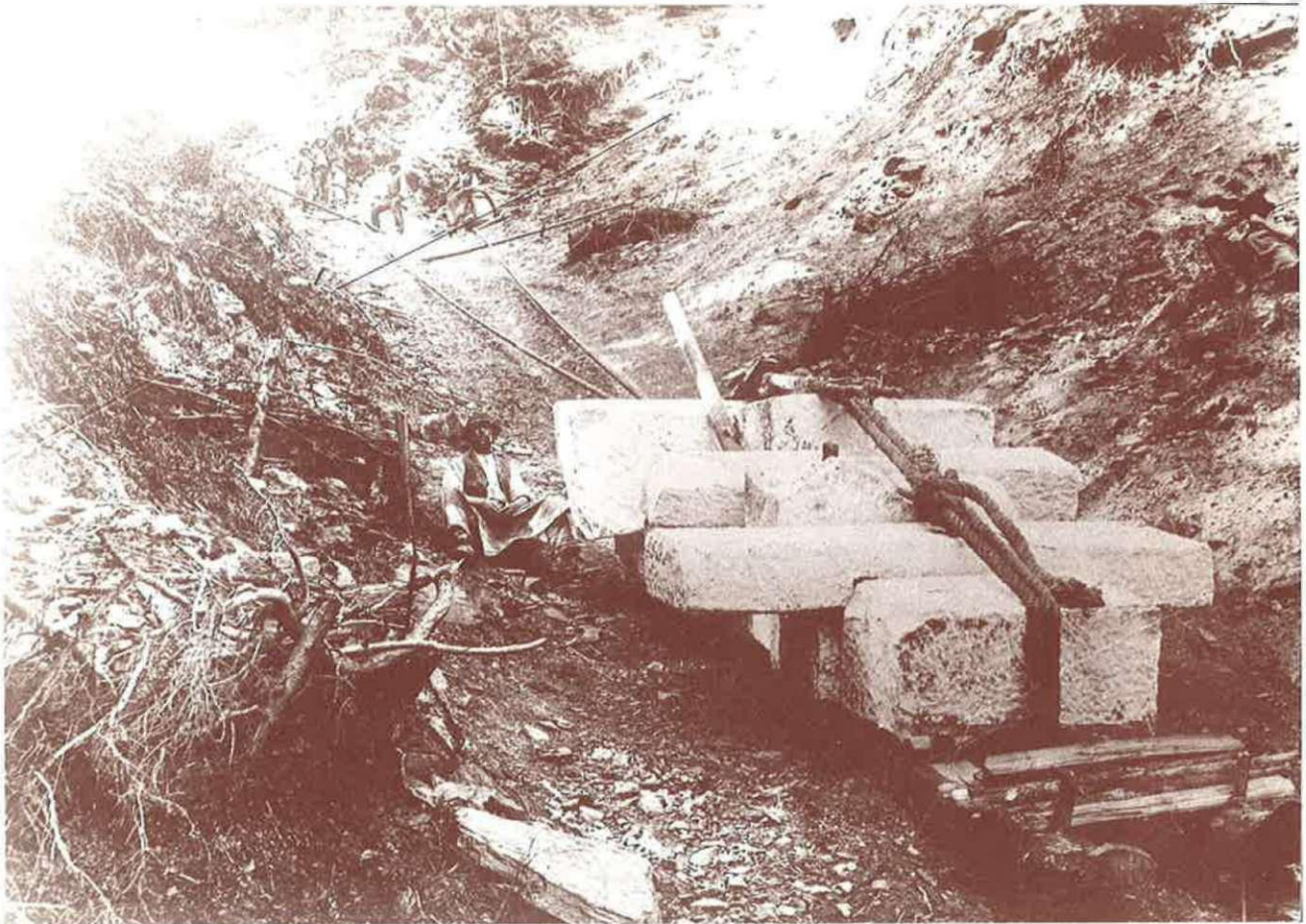
Florineth erinnert sich besonders auch an die Gestalt des Pfarrers Malpaga. Dieser sehr aufgeschlossene Priester hat sich vor allem der Arbeiter und der Kunstschüler angenommen und stand den Christlich-Sozialen nahe. Er gründete Vereine, beschäftigte sich mit Pro-



Beim Bremsen



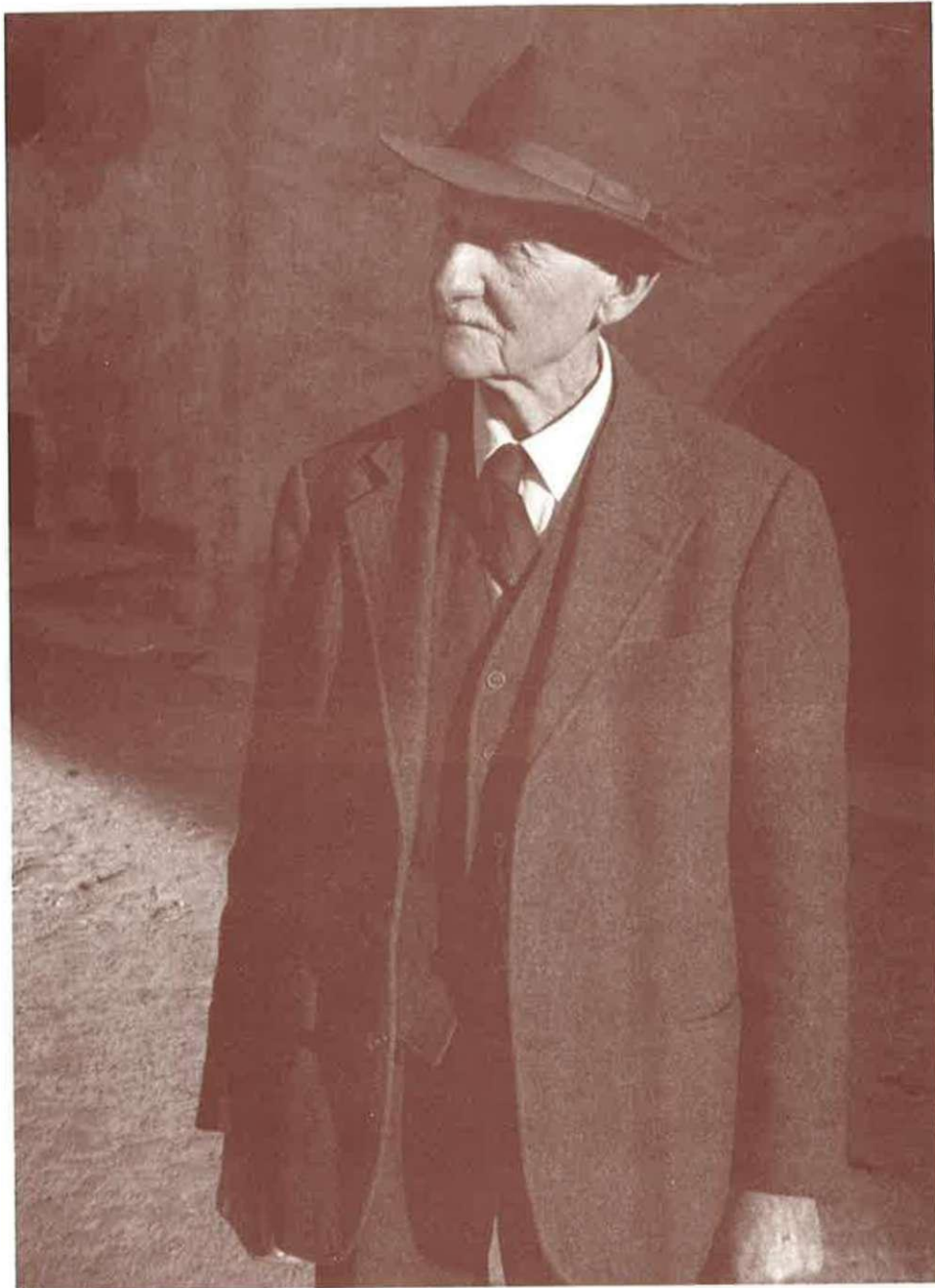
Seilträger



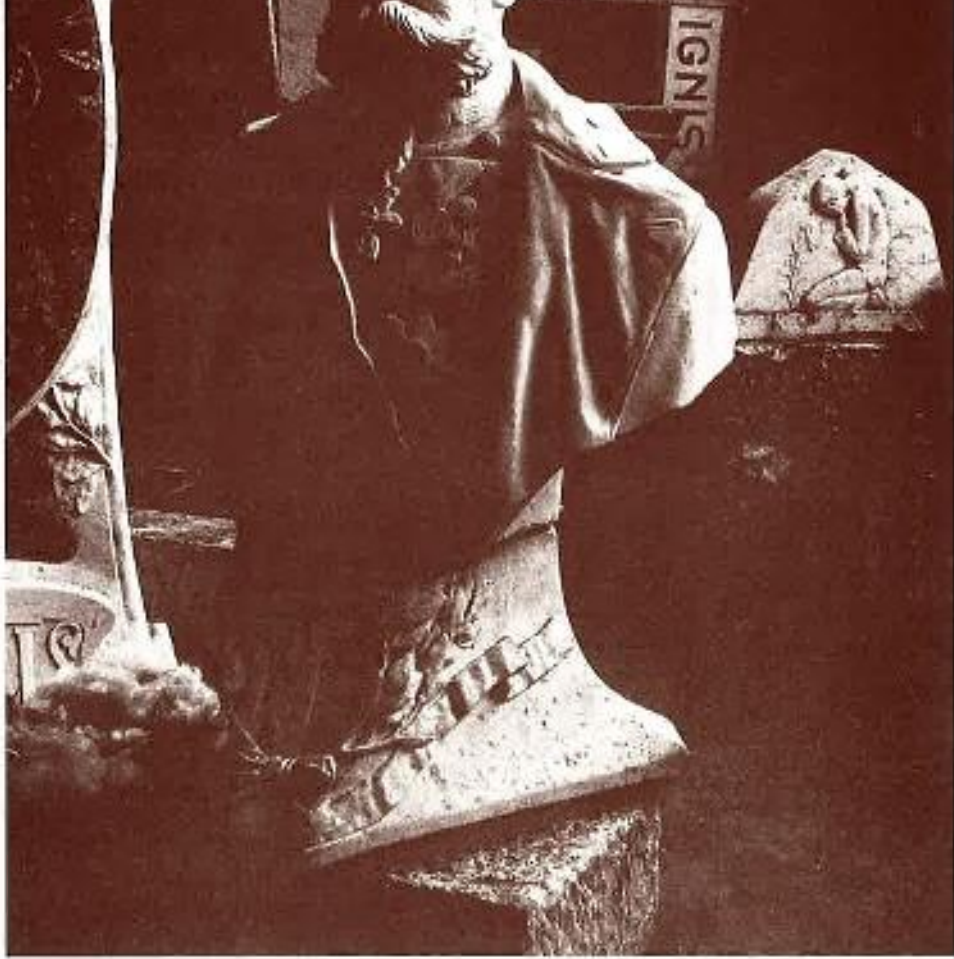
Abtransport vom Göflaner Bruch



Beim Brechen



Der 85-jährige Fritz Florineth aus Laas besuchte die kaiserlich-königliche Fachschule und denkt gerne an jene bewegten Jahre zurück.



Das dreiteilige Denkmal Kaiser Franz Josef im alten Marmor-Atelier zwischen Kisten, Heuschobern und Schafen. Der Kaiser hat sich daran gewöhnt.



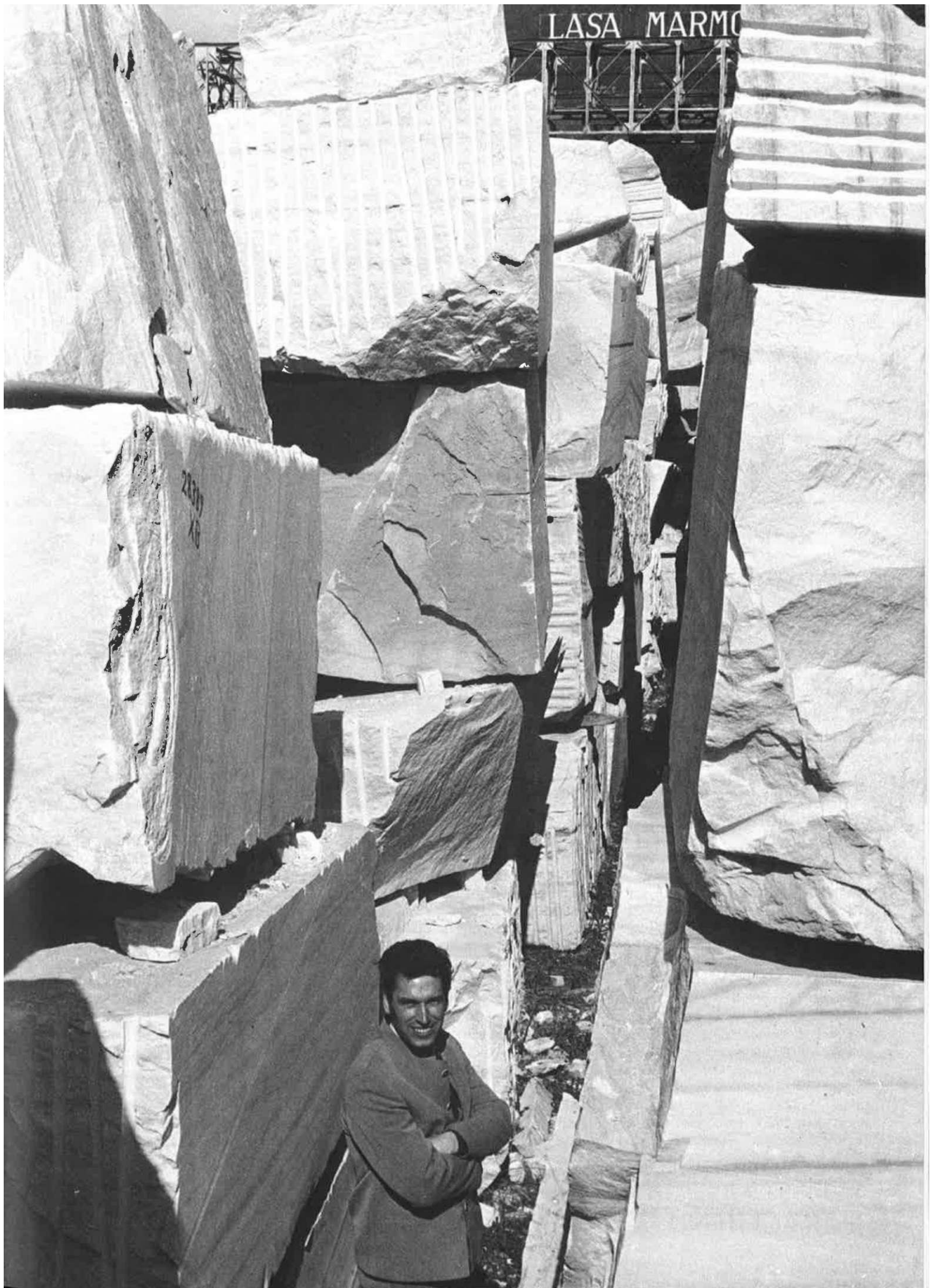
Der Sohn Spinners
für den Russisch-Japanischen Krieg

blemen der Freizeitgestaltung und setzte den Bau eines Arbeiterheimes durch. Seine zahlreichen Gegner haben es als Judentempel bezeichnet und so heißt das Gebäude auch heute noch. Malpaga bemühte sich um Neuerungen auf den verschiedensten Gebieten. So verbesserte er den Obstbau und auch die häusliche Küche: noch heute schätzen einige Laaser Familien ein Wurstrezept, das vom Pfarrer Malpaga stammt.

In Laas und Umgebung traf sich allmählich das vergnügungsfreudige Volk aus der ganzen Umgebung. Ein kleiner Trost für die Frauen aus der Großstadt, die für kurze Zeit die Langweile der Provinz vergessen konnten. Kutschenfahrten ins nahe Schgumser Schwefelbad – auch Stinkabrunn genannt –, wo abwechselnd zwei Musikkapellen aufspielten, die normale und die »Wilden«, wie die Arbeiterkapelle genannt wurde, deren Dirigent ein Italiener war; zahlungskräftige Unternehmer und solche, die einen entsprechenden Eindruck erwecken wollten; modische Ergüsse der kleinen Weltfrauen, Sonnenschirme und Seidenbänder, bittersüße Liebesaffären: mit dem Untergang der Monarchie kam auch das jähe Ende dieser Marmorgesellschaft. Wer nach dem Kriege noch in Laas hängen blieb, verfiel in bitterste Armut und die einst vornehmen Damen mußten ihre kostbaren Vorhänge und Teppiche verkaufen. Die Kunstschule war in verschiedenen Gebäuden untergebracht und ein Neubau war dringend notwendig. Aber die Mehrheit der Gemeinde verweigerte die Bereitstellung des dazu nötigen Holzes unter dem Vorwand, die Laaser Wälder könnten dies nicht verkraften. So wurde die Kunstschule 1910 nach Bozen verlegt und damit dem Marmordorf die Seele genommen. Später wurde dann auch die Bozener Kunstschule von den Faschisten aufgelöst. Heute werden noch etwa 50 Marmorarbeiter in den Werken der »Lasa Marmo« beschäftigt, wie das Unternehmen sich jetzt nennt. Daneben gibt es noch einige Kleinbetriebe und immer noch hervorragende Steinmetzen. Und die Erinnerung. Die künstlerisch begabten Vinschgauer gehen nach München oder Wien auf die Akademie und halten Zwiesprache mit dem weißen Gestein aus ihren Bergen.

Künstlerisch gesehen aber ist dieser hochwertige Stein praktisch bedeutungslos geworden. Vergessen von den Architekten einer schnelllebigen Zeit, vergessen auch von den Politikern des Tales und des Landes, denen weder zur Neuerrichtung einer Schule noch zur Aufwertung dieses Schatzes etwas einzufallen scheint. Manchmal hat man geradezu den Eindruck, daß man froh ist, diesen Unruheherd, diesen Schmelztiegel neuer Ideen los geworden zu sein. Gras wächst nun wieder auf den weißen Marmor.

Aber noch heute wartet im alten Atelier der Familie Lechner Kaiser Franz Josef, wartet zwischen abgestellten Kisten, Gipsmodellen, Heuschobern und Schafen wie Karl der Große im Untersberg auf sein Wiederkommen.



Der Graphiker und Maler Markus Valazza, der nun schon seit bald zwei Jahren in Salzburg lebt, hat uns nachstehendes Fragment über St. Ulrich geschickt. Im Begleitbrief erklärt er, warum er seinen großangelegt-geplanten Aufsatz nicht zu Ende schreiben konnte und wollte: »... weil ich mich von meinem Geburtsort noch nicht genügend distanziert habe und auch nicht lange genug ferngeblieben bin, um darüber mit der entsprechenden und dem Sachverhalt gebührenden Objektivität berichten zu können«. Wir bringen diesen Brief fast vollinhaltlich, da uns der Abdruck zum besseren Verständnis des vorhergehenden Textes unerlässlich erscheint.

St. Ulrich, Zeichnung von Johannes Burgauner (1856)



Unlängst stand ich gebannt vor einem Jugendwerk des bedeutendsten Grödner Malers: Josef Moroder-Lusenberger (1846-1939), auf dem er St. Ulrich dargestellt hat. Datiert ist das Bild 1865. Dabei gingen mir folgende Gedanken durch den Kopf. Ich bin mir zwar nicht ganz sicher, nehme aber an, daß der Lusenberg bei Malen des genannten Bildes einen alten Stich als Vorlage verwendet hat, es kann aber genauso gut sein, daß er es direkt von seinem Elternhaus aus »nach der Natur« gemalt hat. Wie dem auch sei, das Bild entspricht einer bereits damals gehegten Wunschvorstellung, die sicher nicht nur ihn des öfteren beschäftigt zu haben scheint. Denn das an sich sehr schmale und von steilen Waldrücken eingeengte Tal ist auf seinem Bild weit auseinandergefaltet wie

zum Beispiel der Vinschgau. Die südlichen und nördlichen Waldhänge sind bewußt abgeflacht und mit ausgebügelten Wiesenflächen versehen, auf denen sich vereinzelt Häusergruppen aneinanderschmiegen, die bald aufgezählt sind. Der Rest ist unberührte Natur. Abgeschlossen wird diese Dorfidsylle vom Sellastock und der Langkofelgruppe, die in sommerliches Licht getaucht wie mit einem sagenumwobenen Schleier das Tal zu ziehen.

Wenn ich mir nun dieses idealisierte St. Ulrich ohne Zutaten oder bewußtes Weglassen des Künstlers vorzustellen versuche, bleibt das Resultat immer noch eine Wunschvorstellung, die einerseits Kindheitserinnerungen, andererseits aber – aus der heutigen Perspektive betrachtet – Angstpsychosen herauf-

EIN ALTES BILD
VON ST. ULRICH
BETRACHTEND

beschwört. Es sind Bilder und Wunschvorstellungen, die wir heute, zusammen mit unlängst noch funktionellen Gegenständen aus unserer kargen Landwirtschaft mit musealem Respekt in unseren Wohnungen aufbewahren – wie auch Lusenbergs Bilder. Dem viel und oft zitierten Begriff der »Nostalgie« weichen wir zwar beschämt aus, auch wenn wir eingestehen müssen, daß wir diese gerahmte und konservierte Vergangenheit kaum mit Gegenargumenten wettmachen können. Die Diskrepanz ist inzwischen zu groß geworden, weswegen wir nichts anderes dazwischenschieben können als ein ehrliches und kräftiges: mea culpa!

Aber ehe ich mich der Gegenwart zuwende, will ich noch einmal die Vergangenheit, das heißt meine Kindheit, heraufbeschwören, die in mir Erinnerungen wachruft, die ich kurz schildern möchte. Vor meinem Elternhaus, das mit Bäumen und angrenzenden Gärten die gepflasterte Hauptstraße säumte, konnten wir die Schwalben beobachten, wie sie im Gleitflug Regenwürmer aus den Pflügen aufschnappten, mit denen sie die hungrigen Mäuler fütterten, was an den Tragbalken des überragenden Dachstuhls über unseren Köpfen geschah. Nestbau, Fütterung und die spätsommerlichen Ansammlungen auf den Telegraphen- und Stromleitungen, auf deren Drahtzeilen die Schwalben wie Noten einer Partitur gruppiert und verstreut saßen, beobachteten wir alle Jahre mit wachsendem Interesse. Besonders fasziniert waren wir von ihren akrobatischen Flugkünsten, denen wir verträumt stundenlang zuschauten.

Unter der Hauptstraße schoß ein vom Grödnerbach abgeleitetes Wasser in einem holzverschalteten Kanal zu einer inzwischen aufgelassenen Drechslerwerkstätte, Mühle oder Holzsägerei, an die ich mich nur schwach erinnere, dafür aber an das reißende Wasser, aus dem wir des öfteren unseren Spielball vor dem Abgetriebenwerden retteten, was nicht ganz ungefährlich war. An die Schlosserwerkstatt meines Vaters grenzte eine Holzlage mit von ihm und meinen ältesten Brüdern gebastelten Hasen- und Hühnerställen um eine Rasenfläche mit Gemüsebeeten, alles zusammen nicht größer als einige wenige ausgebreitete Heutücher, für uns aber ein Kinderparadies, ein Reich ohne

Grenzen. Ja, für uns Kinder war St. Ulrich damals noch ein einziger Spielplatz...

Heute ist St. Ulrich, wenigstens für mich, ein vom Tourismus und der Profitgier der Talbewohner größtenteils zerstörtes Dorf. In seinem Äußeren wie in seinem Inneren. Es hat kein Gesicht und keine Seele mehr. Die Handvoll Leute, meistens junge Idealisten, die noch dagegen aufbegehren und die trostlose Lage zu retten oder zu ändern versuchen, tun in ihrer Isoliertheit und aus ihrer wachsenden Verzweiflung heraus auch nichts anderes, als sich im Kreise zu drehen und sich gegenseitig den Schwanz abzubeißen. Andere wieder versuchen für den nostalgiesüchtig gewordenen Touristen das Dorfbild mit idyllischen Accessoires zu garnieren, indem sie Rustikalien in Betonkisten transplantieren, was einer organisch gewachsenen Wohnkultur noch das Quentchen an Originalität wegschnappt...

Zugegeben, es gibt auch manche positiven Aspekte, die ich nicht unerwähnt lassen möchte, das heißt: es gibt in dieser Dorfgemeinschaft viele unverbrauchte Kräfte und Talente, die zum Großteil leider brach liegen, da ein gegenseitiges sich Aufrichten- und Aufbauen im Sinne eben einer kulturell zielstrebigem Gemeinschaft, trotz erneut aufkommender Einsätze, nicht möglich erscheint. Warum?

Darüber ließe sich eine analytische Abhandlung schreiben. Ein Versuch von kompetenter Seite würde lohnen. Sicher, für viele Touristen, die kurze Zeit in dieser alpinen Dorfkulisse ihren Urlaub verbringen, mag, was ich empfinde und eben aussprach, reichlich übertrieben vorkommen; denn schließlich gibt es ja immer noch die unverrückbaren Berge mit ihrem Alpenglühen über dem Tal, die zu leichtfertig vergessen lassen, was wir zu deren Füßen hinzementiert haben...

Wenn man also in diesem von der Substanz her ausgehöhlten Dolomitennest leben, gedeihen und agieren will, und einmal nicht im fremdenverkehrsprofitierenden Sinn, sondern als einer, der sich auch geistig entwickeln möchte, so kann diesem auch die sogenannte Bergluft, sofern diese in St. Ulrich noch atembar ist, auch nicht weiterhelfen...

Markus Vallazza



Als Soldat im Ersten Weltkrieg

HERMANN JOSEF KEIM

(1886 - 1964)

Vom 16. bis 30. April 1977 wurde im Ausstellungssaal des Hauses Mostra d'Art in St. Ulrich auf Initiative des örtlichen Kreises für Kunst und Kultur eine Gedächtnisausstellung über das Kunstschaffen des Zeichners, Malers und Kunstlehrers Hermann Josef Keim eröffnet.

Es handelte sich um eine in ihrer Art einmalige Ausstellung, nicht allein, weil wir es mit Hermann Keim mit einem gediegenen Künstler zu tun haben, sondern weil wohl erstmals in Südtirol ein reicher Zyklus von Bildern eines während des Ersten Weltkrieges in Rußland, vor allem in Sibirien, gefangenen einheimischen Künstlers, gezeigt wurde.

Diese Bilder sind ein wertvolles Zeitdokument nicht nur von künstlerischem, sondern auch von historischem Wert. Sie vermitteln uns ein unverfälschtes Bild von der Landschaft, den Menschen und den Lebensbedingungen der Kriegsgefangenen und der russischen Bevölkerung während des Ersten Weltkrieges in Sibirien. Die vorwiegend kleinen Aquarelle sind zum Teil so modern, daß sie mit der damaligen Avantgarde des Symbolismus und der informellen Kunst Schritt halten können.

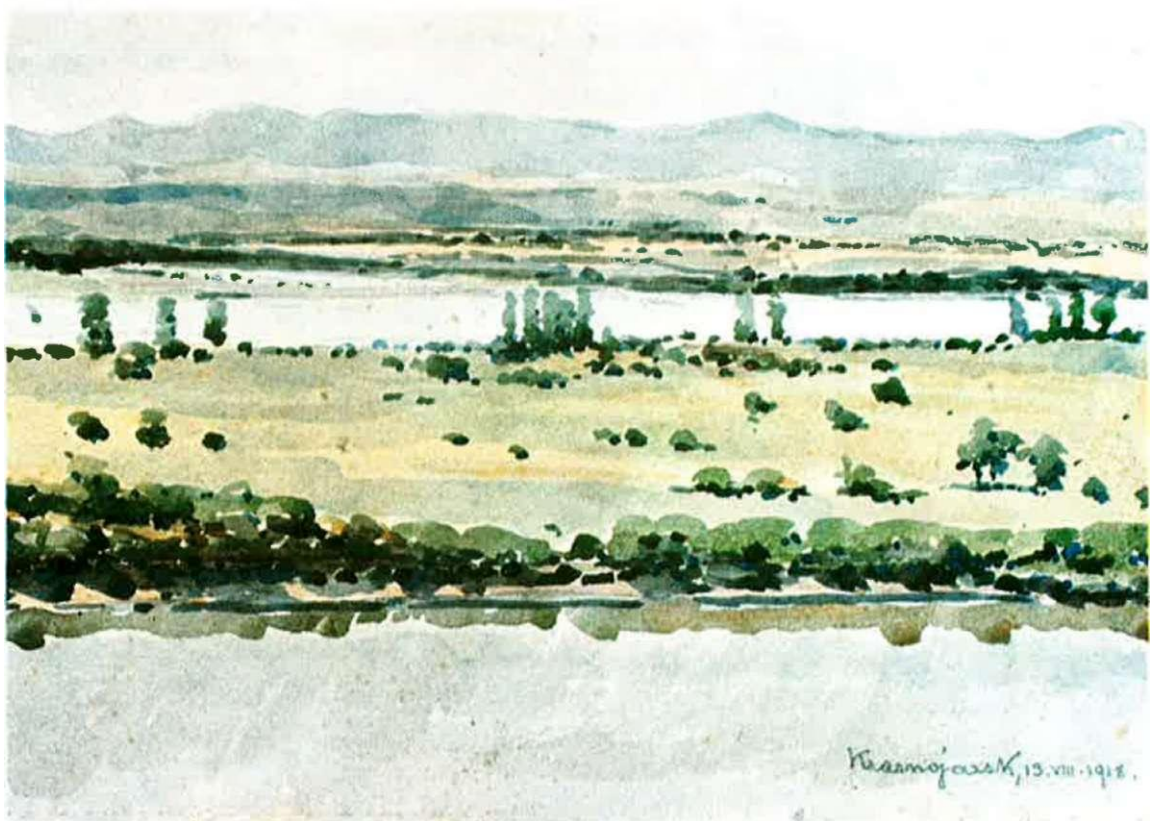
Keim dürfte wohl überhaupt der einzige Tiroler Künstler gewesen sein, der nach langen Jahren schwerster russischer Kriegsgefangenschaft das Glück hatte, einen Großteil seiner Mappen mit wertvollen Aquarellen und Bleistiftzeich-

nungen, ja sogar einige kleine Holzskulpturen über fast 20.000 km Heimreise heil nach Hause zu bringen.

Im Lager von Krasnojarsk waren insgesamt 9.922 Kriegsgefangene, vorwiegend deutsche und österreichische Offiziere. Einer davon war der Leutnant Hermann Keim. In Erinnerung an die verstorbenen Kameraden und an die schwere Gefangenschaft haben die Kriegsgefangenen in Krasnojarsk ein interessantes Erinnerungsheftchen gedruckt, und zwar mit von Hand geschnittenen Buchstaben und mit einer selbst gebauten Holz Schnellpresse. Dieses wertvolle, originelle Dokument aus Sibirien enthält vor allem die statistischen Angaben über den Bestand der Kriegsgefangenen des Lagers Krasnojarsk, über ihre Herkunft, die Religionszugehörigkeit und das Alter. Die sechs ganzseitigen Bilder dieses 12 Seiten umfassenden Heftchens hatte Hermann Keim gezeichnet.

In seiner harten sibirischen Gefangenschaft war Keim sehr fleißig. Wenn es ihm nur irgendwie möglich war, hatte er den Skizzenblock in der Hand und zeichnete und malte. So entstanden die beachtlichen Bleistiftzeichnungen und die zahlreichen, oft vortrefflichen Aquarelle. Themen dieser Sibirienbilder sind das Gefangenenlager, die Landschaft, die Steppe, Birken- und Nadelwälder, Seen (Baikal-See) und Flüsse; Stimmungsbilder mit rötlich leuchtenden Lärchen und Birken im Herbst, die Eingeborenen in Sibirien in ihren Trachten, bei der Arbeit, Pferdegespanne (Troikas) und mehrmals Segel- und Fischerboote in den sibirischen Gewässern.

Folgende Seiten: ►
Erinnerungsheftchen aus Krasnojarsk mit
Holzschnitten von Hermann J. Keim



100 Druck und Verlag 000
 an Bandel, Schmitt und Bornemann
 Kriegsgefangenenlager Krasnojarsk



KRASNOJARSK

Die Stadt Krasnojarsk, 1628 von den nach Osten vordringenden Kosaken gegründet, liegt an der Kreuzungsstelle der sibirischen Bahn mit dem Jenissei und ist 4518 km von Petrograd und 4305 km von Wladivostok entfernt. Krasnojarsk ist die Hauptstadt des Guberniums Jenisseisk und hatte vor dem Kriege 77000 Einwohner. Krasnojarsk liegt 159 m über dem Meere, 56° nördl. Breite und 92°32 östl. von Greenwich. 5 km nördlich der Stadt liegt der Военный городок (Militärstädtchen), ein Komplex von 220 Gebäuden. Mit dem Bau des Gorodoks wurde im Jahre 1910 begonnen.

Am 3. Oktober 1914 trafen die ersten Kriegsgefangenen, 72 Offiziere und 1100 Mann der deutschen

und öst-ung. Armee, und 126 ost-preussische Zivilgefangene in Krasnojarsk ein und wurden im Vojeński-Gorodok untergebracht. Hier befanden sich Ende 1914: 7193 Gefangene, Ende 1915 waren es 13.814, Ende 1916 sogar 15.101, Ende 1917 waren im Lager 7882 und Ende Jänner 1919 9922 Kriegsgefangene.

Der erste Lagerkommandant der Kriegsgefangenen war Major Gustav von der Hellen, der sich namentlich durch seine aufopfernde Tätigkeit während der Typhusepidemie im Frühjahr 1915 unvergängliche Verdienste erwarb.

Von Februar bis Mai 1915 erkrankten an Fleck- und Bauchtyphus 1510 Gefangene, von diesen erlagen 502 der Seuche. — Insgesamt starben in Krasnojarsk bis Ende Jänner 1919 1842 Kriegsgefangene, davon 374 Reichsdeutsche, 899 Oesterreicher,





507 Ungarn, 6 Bosnier, 56 Türken, 60 Offiziere und 1782 Mann. Sie ruhen auf einem eigenen Friedhofe südlich des Lagers. Die häufigsten Todesursachen waren ausser Typhus: Tuberkulose (248), Lungenentzündung (123), Herzfehler und Herzkrankheiten (145), gewaltsamer Tod (20).

Ende Jänner 1919 befanden sich im Lager 9922 Kriegsgefangene, davon:

1.) 4538 Offiziere und Offiziersaspiranten u. zw. 233 Reichsdeutsche, 1630 Oesterreicher, 2310 Ungarn, 3 Bosnier und 336 Türken. Von diesen waren der Volkszugehörigkeit nach: 1747 Deutsche, 2103 Magyaren, 36 Slaven, 314 Juden, 336 Türken, dem Glaubensbekenntnisse nach: 2387 Römischkatholische, 1012 Evangelische, 711 Israeliten, 335 Mohamedaner, 93 Verschiedene.

2.) 5384 Soldaten des Mannsstandes u. zw. 957 Reichsdeutsche,

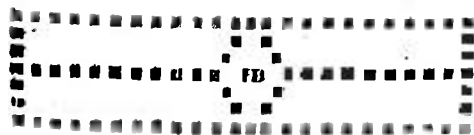


KEIM

8

1637 Oesterreicher, 2643 Ungarn, 20 Bosnier, 2 Bulgaren, 125 Türken; der Volkszugehörigkeit nach: 2481 Deutsche, 2427 Magyaren, 233 Juden, 82 Slaven, 36 Romanen, 125 Türken; dem Glaubensbekenntnisse nach: 3276 Römischkatholische, 1522 Evangelische, 292 Israeliten, 142 Mohamedaner, 137 Griechischkatholische, 15 Verschiedene.

Von sämtlichen 9922 Kriegsgefangenen waren: dem Lebensalter nach: 5 unter 20 Jahren, 4292 zwischen 20 und 30, 3943 zwischen 31 und 40, 1501 zwischen 41 und 50 und 56 über 50 Jahre; der Gefangenennahme nach: 2526 vom Jahre 1914, 1651 von 1915, 2635 von 1916, 110 von 1917 (ohne türk. Mannschaft).



13

КРАСНОЯРСК



KEIM

Dieses Heftchen wurde im Frühjahr 1919 im Kriegsgefangenenlager Krasnojarsk von handgeschnittenen Buchstaben und mit einer selbstgebauten Holzschnellpresse gedruckt. Es sei den Kameraden gewidmet zur Erinnerung an schwere Tage und als Zeugnis für die Arbeit der Kriegsgefangenen.

Die statistischen Angaben sind dem Buche: „Bornemann, Fünf Jahre in Sibirien“ (Verlagsbuchhandlung Fournier und Haberler in Znaim) entnommen.

Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten.

All diese Bilder wurden in einem recht kleinen Format geschaffen. Dies hat seinen Grund. Papier war in den sibirischen Gefangenenlagern eine so seltene, man könnte fast sagen kostbare Ware, daß sie kaum erhältlich war. Weil aber Keim immer wieder ein kleines Porträt eines Gefangenenwächters, eines russischen Offiziers, deren Frau und Kinder malte und den Russen schenkte, gab man ihm mitunter einige kleine Blätter rudimentäres Papier. Dasselbe gilt für die Malerfarben.

In ihrer Schlichtheit und nahezu zaghaften Aussage sind besonders die Dorfbilder von Krasnojarsk mit den einfachen hölzernen Baracken und den originellen Blockbauten, die Aquarelle der Sümpfe, der Moore, der Seen und Flüsse der Taiga, das gefürchtete sibirische Lager von Berezowka am Jenisei (1916), die Bilder des Lagers von Troizkosawsk und mehrere andere sibirische Militärstädtchen sowie die Segel- und Fischerboote, die vor allem längs der pazifischen Küste gemalt wurden, besonders eindrucksvoll.

In Krasnojarsk entstanden schließlich noch sechs wertvolle farbige Collage-Scherenschnitte. Thema dieser Collagen sind: vor Karren ge-

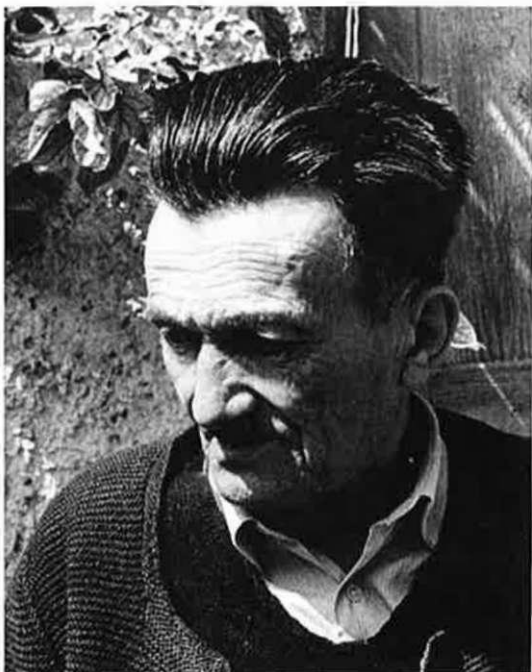


Bild aus den letzten Lebensjahren

spannte Pferde mit urwüchsigen Sibiriern in ihrer typischen Tatarenkleidung.

Die tiefgefühlten Landschaftsbilder aus der sibirischen Taiga zählen fast zum Schönsten, was Keim in Asien gemalt hat. Sie verbergen in ihrem Innern eine tiefe Sehnsucht nach seiner tirolischen Heimat. Den silhouettenhaften Bildern vom Hafen von Aden auf der langen Heimreise, in denen sand- und lehmgelbe Töne vorherrschen, haftet nichts Provinzielles an.

Ende 1943 wurde er als Kunstlehrer an die Staatlichen Fachschulen für Holzschnitzen von St. Ulrich und Wolkenstein berufen. Dort war er 10 Jahre, bis 1954 als Lehrer für Fachzeichnen, geometrisches und architektonisches Zeichnen tätig.

So mancher noch heute lebende Grödner Schnitzer hat vom erfahrenen Kunstlehrer Keim gelernt. Sein Können und Wissen war umfassend und begrenzte sich nicht allein auf sein Lehrfach. Der Künstler war auch ein herzenguter Mensch und ein großer Naturfreund. Immer wieder zog es ihn auf die nahen Hochalmen. Im August 1954 erlitt Keim beim Abstieg von der Seiser Alm über den Col da Vëtes-Steig einen schweren Unfall. Er stürzte vom Steig und brach sich die Wirbelsäule.

Seit jener Zeit bis zu seinem Tode, am 21. April 1964, war er fast völlig querschnittgelähmt.

Sogar im Lehnstuhl blieb er seiner Kunst treu. In den letzten Jahren seines opferreichen Lebens malte er immer wieder farbenprächtige Blumenbilder, reine Naturstudien, nach Vorbildern, die ihm seine Angehörigen nach Hause brachten.

In seinem Leben gab es wie bei jedem Menschen helle und dunkle Tage. Er hatte es in Gröden, in einem Milieu von vor allem geschäftstüchtigen Leuten nicht leicht. Seine Fähigkeiten wurden zum Teil seitens der Verleger, zum Teil auch seitens seiner Schüler nicht immer richtig eingeschätzt. In seinen kulturellen Bestrebungen stieß er viel zu oft auf Widerstand.

Jedenfalls: das künstlerische Werk, das er hinterließ und all das, was er seinen Schülern und Lehrlingen in- und außerhalb der Schule beigebracht hat, war nicht umsonst. Es bringt noch heute seine Früchte.

Edgar Moroder, St. Ulrich, Gröden

DIE KAPELLE DES HEILIGEN SEBASTIAN

Wer Albin Kessel kennt, der weiß, daß dieser Mann, der vielleicht nicht gerade ein bedeutender Dichter, sicher aber ein bemerkenswerter Mensch ist, keine Vorliebe für Italien hat. »Italien mögen ist leicht«, pflegt Albin Kessel zu sagen, »aber versuchen Sie einmal, Dänemark zu lieben. Ich liebe Dänemark.« Eine Zeitlang behauptete Albin Kessel, er habe mehrere Sommer auf Spitzbergen verbracht. Ob es wahr ist, weiß niemand. Daß sein Winter am Baikalsee eine Lüge war, hat später Albin Kessel selber zugegeben, auf Spitzbergen aber sei er gewesen, wirklich. Warum es dann keine Postkarte von ihm gäbe aus Spitzbergen? Niemand kennt irgend jemanden, der von Albin Kessel eine Postkarte aus Spitzbergen bekommen hätte. »Weil«, sagte Albin Kessel, »ich erstens überhaupt nie und an niemanden eine Postkarte schreibe, das kann sein, wer will. Zweitens gibt es in Spitzbergen keine Post. Da fährt nur alle vierzehn Tage ein Kutter um die Insel herum und legt die Briefe auf einen bestimmten Stein, den man vorher mit dem Kapitän des Kutters vereinbart hat, und der Kapitän beschwert den Brief auf dem Stein mit einem zweiten Stein, daß der Brief nicht wegfliht; das ist schön und gut, aber meistens doch sinnlos, denn wenn man nach Wochen hinkommt, hat entweder ein Seelöwe den Brief gefressen oder eine Polargans, und wenn nicht, ist er so verwittert, daß ihn kein Mensch lesen kann. Theoretisch könnte man natürlich dem Kapitän auch eine Postkarte mitgeben, aber ihr dürft euch die Sache nicht so vorstellen, daß der Kutter um 13 Uhr 15 kommt. Der Kutter kommt nicht ungern an jedem zweiten Dienstag. Vielleicht kommt er aber erst am Mittwoch, vielleicht war er schon am Sonntag da, je nachdem, wie die Strömung ist und so fort, und wieviel er in Reykjavik löschen mußte...« »Reykjavik ist gar nicht auf Spitzbergen«, sagte Herr Graef, der Maler, »jetzt hast du dich ver-raten.«

Albin Kessel bringt so ein Einwurf nicht aus der Fassung. »Ich weiß so gut wie du, daß Reykjavik nicht auf Spitzbergen ist. Ändert das etwas daran, daß der Kutter über Reykjavik nach Spitzbergen fährt? Um aber auf die Postkarte zurückzukommen: man müßte also womöglich fünf Tage an der Küste warten, um dem Kapitän die blöde Postkarte mitzugeben. Da habe ich wahrhaftig Besseres zu tun gehabt.«

»Was hast du denn in Spitzbergen getan?«, fragte Eckhard H. Aber auch so eine Frage bringt Albin Kessel nicht aus der Fassung. Er antwortet nicht darauf.

»Und drittens«, fuhr Albin Kessel fort, »gibt es auf ganz Spitzbergen keine Postkarte. Wozu auch.«

Man weiß nur von einer einzigen Italienreise Albin Kessels. (Es war jene Reise, auf der Kessel eine angeblich aus dem Besitz Garibaldi's stammende Sänfte erwerben konnte, die beim Zoll so erhebliche Schwierigkeiten machte und dann letztlich zu dem ersten Anlauf, dem ersten Versuch Kessels führte, Millionär zu werden, was eine ganz andere Geschichte ist und nicht hierhergehört). Die Italienreise ging auf einen Vorschlag, nein, man muß schon sagen, auf massives Drängen von Albin Kessels Bruder Hermann zurück (»... mein bürgerlicher Bruder Hermann«, pflegte Albin Kessel zu sagen), dessen Ehe damals gerade geschieden worden war, und der, vielleicht deswegen, vielleicht aus irgendwelchen anderen Gründen, sehr melancholischer Stimmung war. Hermann Kessel führte damals ständig das Nestroy-Zitat: »Man muß wo hingehen, wo Menschen leben, die noch keine Leut' sind« im Mund. Ob Italien für so eine Flucht geeignet ist, mag dahingestellt bleiben. Hermann Kessel war der Meinung: ja. Er war, im Gegensatz zu seinem Bruder, ein Italomane und immer schon besserer Laune, wenn er einen richtig schwarzen Kaffee und Pasta asciutta bekam.

Wie Hermann Kessel auf Isola del Gran Sasso kam, weiß man nicht. Vielleicht hat er es von früheren Italienaufenthalten her gekannt, vielleicht hat er erwartet, daß in dem Abruzzennest die Menschen wirklich noch keine Leut' sind. Albin Kessel war an der Wahl unbeteiligt. »Wenn es schon Italien sein muß«, sagte er nach vehementen Versuchen, seinen Bruder von Finnland oder wenigstens Schleswig-Holstein zu überzeugen, »dann ist mir alles Übrige wurst. Ich fahre mit, weil ich dich in deinem Schmerz nicht allein lassen will.« Übrigens trug Hermann Kessel die finanziellen Lasten des Aufenthalts in Isola del Gran Sasso. Wegen der Vermögensauseinandersetzung nach der Scheidung mußte Hermanns Bauernhaus am Ammersee verkauft werden. Nach Abzug der Scheidungskosten von seiner Hälfte des Erlöses blieb ihm genug für die vier Wochen in Italien. (Auch das Geld für die Sänfte Garibaldi's streckte Hermann Albin vor). So saßen die beiden in Isola del Gran Sasso.

Isola heißt Insel, aber das Städtchen Isola del Gran Sasso ist mitnichten eine Insel, jedenfalls nicht im landläufigen Sinn. Isola del Gran Sasso liegt ungefähr 400 bis 500 Meter hoch an einer Schlucht, die sich vom Gran Sasso, dem höchsten Berg des eigentlichen Italien, herunterzieht, und ungefähr 30 km vom Meer entfernt. Die Stadt liegt – »... wenn man sich nicht genieren würde, so ein Wort zu gebrauchen«, erzählte Albin Kessel, »so würde ich sagen: malerisch...« – an beiden Seiten der Schlucht, die die Stadt in zwei Teile trennt, aber ein paar Brücken über-

queren die Schlucht. Die Schlucht ist dort oben schon recht eng, es ist nicht viel Platz da, und so schachteln sich die Häuser übereinander, manche Häuser sind halbsbrecherisch über den Abgrund der Schlucht hinausgebaut und sehen von drüben aus wie tibetanische Klöster. Die Straßen sind eng und unübersichtlich, verengen sich unvermutet hinter einer scharfen Kurve (schon mehr eine Ecke), enden an einer Treppe. Der Marktplatz ist ein langer, finsterner Schlauch, mit Katzenkopfsteinen gepflastert, hängt durch wie eine ovale, flache Schale. »Man hat das Gefühl«, sagte Albin Kessel zu seinem Bruder, »man sitzt in einem Schwalbennest.« Die beiden saßen vor der Bar am Marktplatz, nicht einander gegenüber, sondern schon wie richtige Italiener, nebeneinander mit Blick zur Straße. »Hinter diesen Häusern«, Albin Kessel deutete auf die Häuserfront gegenüber »gähnt ein Abgrund von hundert Metern. Die Apotheke, ich war gestern drin, ist vorn zweistöckig und hinten hat sie einen sechsstöckigen Abort. Man fühlt sich irgendwie ausgesetzt hier heroben, findest du nicht?«

»Ja«, sagte Hermann Kessel.

»Die Straße da drüben, die man zwischen der Apotheke und dem Haus daneben sieht, ist keine zweihundert Meter weit weg, und doch käme man nie hin, wenn nicht die kleine, alte Brücke wäre.«

»Unten ist noch eine Brücke«, sagte Hermann Kessel.

»So hingepickt auf diesen Mauervorsprung, das ist schon wie eine Insel. Isola del Gran Sasso.« Das Städtchen hat bescheidenen Fremdenverkehr. Ab und zu kommen Fremde aus Giulianova oder Roseto herauf, wenn ihnen das Baden langweilig geworden ist, oder es kommt ein Omnibus voll Schulkinder, die den Gran Sasso anstauen. Meistens sind es italienische Touristen, richtige Fremde gibt es hier kaum.

»Das ist klar«, sagte Hermann Kessel, »ein Deutscher, zum Beispiel, hat einen Opel. Der erschrickt schon, wenn er die engen Gassen sieht. Er fürchtet, daß er stecken bleibt oder rückwärts wieder über die Brücke fahren muß. Der hat Angst, er kommt nie mehr hier heraus.«

»Ich wundere mich eh«, sagte Albin, »wie die Omnibusse umdrehen.«

»Ja«, sagte Hermann, »irgendwie müssen sie umdrehen.«

Auf dem Straßenstück drüben, jenseits der Schlucht, das von hier aus zwischen den Häusern durch zu sehen war, hatte sich ein Menschenauflauf gebildet.

»Was ist denn das?« fragte Albin Kessel.

»Woher soll ich das wissen«, sagte Hermann, reckte aber auch den Hals. Man konnte nicht recht etwas erkennen.

Hermann legte das Geld für die Zeche auf die Untertasse. Die Brüder gingen, die Hände in den Taschen, nicht zu schnell den Marktplatz hinauf, über die Brücke und drüben hinunter bis zum Menschenauflauf.

Ein deutscher Wagen, ein großer Opel, war aus dem Vomano-Tal heraufgekommen. Im Auto saßen drei Kinder und eine Frau. Der Mann war ausgestiegen.

Nachzutragen ist hier, daß Albin Kessel selbstverständlich kein Wort italienisch spricht, sein Bruder dafür recht gut. Hermann Kessel erkundigte sich bei ein paar Männern, die herumstanden, was los sei und berichtete dann Albin:

»Der Deutsche möchte eine Kapelle sehen...« Offenbar war es so gewesen, daß der Deutsche aus Angst vor der Brücke sein Auto hier vor dem Gasthaus am Anfang des Ortes geparkt und den Wirt nach einer gewissen *Kapelle des Heiligen Sebastian* gefragt hatte. Der Wirt hatte nie davon gehört, worauf sich der Deutsche mit einer Äußerung, die als »Ist nicht so wichtig« gedeutet werden konnte, wieder entfernen wollte. Ein richtiger italienischer Wirt läßt aber natürlich eine Kapelle, die er nicht kennt, nicht so ohne weiteres auf sich sitzen. Er hielt den Deutschen fest, zerterte ihn sogar in sein Gasthaus, wo sich gerade eine Hochzeitsgesellschaft zum Essen niedersetzen wollte, und fragte seine Gäste, ob sie etwas von einer *Kapelle des Heiligen Sebastian* wüßten. Ratlosigkeit, die sich in tumultartigem Schreien äußerte, erfaßte die Hochzeitsgesellschaft. Ein einbeiniger Photograph, der eben ein Brautbild machen wollte, ließ alles liegen und stehen, selbst seine Krücken, und hüpfte wie ein großer Vogel zum Nachbarn, um dort zu fragen. Dem Deutschen war es sichtlich peinlich, aber der Wirt hielt ihn fest.

Einige Mitglieder der Hochzeitsgesellschaft kamen heraus. Der Deutsche zeigte ihnen ein gelbes Schild, das laut Aufschrift von der Ente Provinciale per il Turismo errichtet worden war und unzweideutig in vier Sprachen auf eine zona di San Sebastiano resp. San Sebastiano-Chapel, San Sebastiano-Kappele (sic!) und Chapelle de Saint Sebastiano hinwies, allerdings ohne nähere Ortsangabe. Neue Ratlosigkeit überkam die Damen und Herren. Noch nie war jemandem diese Tafel aufgefallen.

»Kennst du die Kapelle«, fragte Albin.

»Ich habe mich noch nie für Kapellen interessiert«, sagte Hermann, ohne das Geschehen aus den Augen zu lassen.

Der Deutsche machte neuerliche Versuche, die ganze Angelegenheit als unwichtig hinzustellen, machte Miene, wieder in sein Auto zu steigen, aber schon standen alle Hochzeitsgäste vor der Tür, der einbeinige Photograph hüpfte bereits zur Brücke und informierte die Leute, die aus dem Ort kamen.

»Sollen wir ihm nicht helfen«, fragte Albin.

»Wieso? Ich weiß auch nicht, wo seine Kapelle ist.«

»Dolmetschen«, meinte Albin Kessel.

»Soll er doch eine andere der hunderttausend Scheiß-Kapellen in Italien besuchen.« Hermann Kessel gebot Schweigen und beobachtete weiter. Die ganze Hochzeitsgesellschaft hatte sich um

das gelbe Schild versammelt, der hüpfende Photograph stand bereits jenseits der Brücke und gestikuliert mit den Händen. Vom Städtchen her näherte sich ein Leichenzug. Die Trauergemeinde war bereits informiert. Um es vorweg zu nehmen: auch von ihr wußte niemand Näheres von der Kapelle des Heiligen Sebastian. Der Deutsche versuchte die neue Verwirrung auszunützen, die durch das Zusammenprallen des Leichenzuges mit der Hochzeitsgesellschaft entstand, und wollte heimlich davon. Es war natürlich aussichtslos, schon weil der Deutsche sein Auto hätte wenden müssen, was auf der engen Straße ohne größeres Aufsehen nicht möglich gewesen wäre.

»Einmal«, sagte Albin Kessel, »habe ich was Ähnliches erlebt. Es war auch lustig. Da ist ein Hochzeitsauto mit einem Auto, das zu einer Kindstaufe fuhr, zusammengestoßen.«

»Pst«, sagte Hermann Kessel.

Einer der Sargträger, ein zahnloser alter Mann, dessen eine Gesichtshälfte dunkelblau war, sagte, er kenne die Kirche. Aber es begegnete ihm Skepsis, mit Recht, wie sich herausstellte, denn der Alte meinte die etwa eineinhalb Kilometer außerhalb gelegene Kirche San Giovanni di Mavone. Die kannte man selbstverständlich (behauptete jetzt jeder), aber die meinte der Fremde nicht. Der Fremde meinte die Kapelle des Heiligen Sebastian, und die sei ohne jeden Zweifel in der Stadt, nicht außerhalb, denn bei genauem Hinsehen entdeckte man auf der gelben Tafel einen Pfeil, der in Richtung Brücke zeigte. Die Hochzeitsgesellschaft und der Trauerzug (der Sarg wurde am Straßenrand vor dem Auto des Deutschen abgestellt) wandten sich zur Brücke. Der Deutsche wurde mitgespült. Die Brüder Kessel gingen in vorsichtigem Abstand hinterher. Kurz nach der Brücke stand seitlich ein Gebäude, das wie eine Kapelle aussah. Der Deutsche deutete fragend darauf. Daß das nicht die Cona di San Sebastiano war, wußten die Leute. Es war die Feuerwehrgarage.

Der einbeinige Photograph war in lebhaften Verhandlungen mit dem Inhaber eines Zeitungs- und Postkartenkioskes. Albin und Hermann Kessel konnten an dieser Stelle zwanglos beobachtend die sich stauende Menge überholen und sich wieder auf ihre Plätze vor der Bar setzen. Der Kioskinhaber, ein gelbäugiger Buckliger, der dem Vernehmen nach (Hermann Kessel kannte bereits die ganzen Geschichten, die man sich im Ort erzählte) drei Frauen ins Grab geärgert haben soll, der Kioskinhaber, ein gewisser Nicolodi, hatte auch noch nie etwas von einer Kapelle des Heiligen Sebastian gehört. Aber er hatte eine Idee, die der Menge einen verhaltenen Hoffnungston entlockte: er überprüfte seine Postkarten. Mit angehaltenem Atem, »mit Gesichtern«, erzählte Albin Kessel später, folgten die Leute der Prüfung. Der bucklige Nicolodi blätterte die Karten durch, der einbeinige Photograph schaute ihm über die Schulter und verkündete laut die Ergebnisse: »Totalansicht«, »Grüße aus Isola del

Gran Sasso«, »Die Mavone-Brücke« . . . keine Sebastianskapelle. Einmal war eine Kirche abgebildet, die Kirche nämlich, die gleich hier neben der Bar am Marktplatz stand: »Pfarrkirche Santissimi Apostoli«.

»St. Sebastian war kein Apostel«, sagte Albin Kessel.

»Das weiß ich auch«, sagte Hermann.

Mehrfach war der Gran Sasso abgebildet, einmal sogar die Feuerwehrgarage (»Isola del Gran Sasso: Detail vor Alt-Statt«), keine Sebastianskapelle. Die Menge murmelte enttäuscht, der Deutsche wäre fast entkommen, wenn nicht der einbeinige Photograph die Flucht im letzten Moment vereitelt hätte. Der Deutsche war unbemerkt schon wieder bis zur Brücke gelangt.

Ein paar aus der Menge hatten inzwischen den Uhrmacher geholt. Der Uhrmacher war ein uralter, unheimlich dicker kleiner Mann, der gegenüber Nicolodis Zeitungskiosk einen Uhrmacherladen hatte, der nicht viel größer war als er selber.

Der Uhrmacher wußte es.

Die Kapelle des Heiligen Sebastian, italienisch: Cona di San Sebastiano, erbaut im 13. Jahrhundert, mit Fresken des bedeutendsten Malers der Abruzzen aus dem Cinquecento, Andrea Delitio oder del Lizio, befand sich (und befindet sich vermutlich heute noch) genau gegenüber dem Uhrengeschäft unmittelbar hinter dem Kiosk. Die Rückwand des Kioskes lehnte an einer Wand der Kapelle.

Der gelbäugige Nicolodi schaute staunend an seinem Kiosk in die Höhe. Sowas; das war ihm bis jetzt glatt entgangen.

Der Gerechtigkeit halber muß man allerdings hinzufügen, daß die eine, die Straßenfront der Kapelle durch das Kriegerdenkmal der Gemeinde Isola del Gran Sasso so gut wie gänzlich verdeckt war.

Ein erleichtertes Aufseufzen ging durch die Menge. Man erklärte sich vielfach gegenseitig, daß dies die Kapelle des Heiligen Sebastian sei. Langsam kehrte die Hochzeitsgesellschaft zu ihrer Tafel, der Leichenzug zu seinem Sarg zurück. Der einbeinige Photograph hüpfte wie ein Rabe hinterher.

Es ging auf Mittag. Der Uhrmacher ließ seinen Rolladen herunter, der bucklige Nicolodi sperrte seinen Kiosk zu. Die beiden Brüder Kessel waren bald die einzigen, die noch auf dem Marktplatz waren. Ein italienischer Marktplatz ist um zwölf Uhr mittags verlassenener als um Mitternacht. Und der Deutsche war noch da. Er ging, soweit das möglich war, um die Kapelle herum, fand aber nur einen Eingang, und der war verschlossen.

Der Deutsche rüttelte am Eingang. Dann schaute er unschlüssig um sich, erblickte die Brüder Kessel. Er trat näher. Hermann warf Albin einen raschen Blick zu. Der Deutsche fragte in gebrochenem Italienisch: »Wer hat den Schlüssel zur Kapelle?«

Hermann antwortete auf italienisch: Schlüssel? Er habe nie gehört, daß es für diese Kapelle einen Schlüssel gegeben habe.

Der Deutsche sagte, daß ihn die Kapelle an sich, also außen, gar nicht interessiere, ihn interessierten nur die Fresken in der Kapelle.

Hermann Kessel zuckte mit den Schultern.

Der Deutsche: »Hat der Pfarrer den Schlüssel?«
Hermann: »Der Pfarrer ist nur am Sonntag da. Seit der alte Pfarrer tot ist, verwaltet der Pfarrer von Montório die Pfarre Isola mit. Priester-mangel.« (Das stimmte, Hermann wußte, wie gesagt, bereits über alles im Ort Bescheid).

Der Deutsche: »Der Mesner?« (Für den Ausdruck Mesner – sagrestano – mußte der Deutsche in seinem Wörterbuch nachschauen).

Hermann: »Der Sagrestano war beim Leichenzug dabei. Der hat auch nicht gewußt, wo die Kapelle ist. Selbst wenn er einen Schlüssel hätte, würde er ihn noch weniger finden als die Kapelle.«

Der Deutsche bedankte sich und ging.

»Der hat seine blöden Fresken nicht gesehen«, sagte Hermann Kessel.

»Wenn er schlau ist«, sagt Albin Kessel, »dann fährt er dem Leichenzug nach, denn am Friedhof muß zwangsläufig der Pfarrer für die Beerdigung sein.«

»Ob er schlau ist, weiß ich nicht«, sagte Hermann Kessel. »Aber ich glaube nicht, daß der die

Fresken noch sehen will; daß der irgendwelche Fresken noch sehen will.«

»Ich glaube, wir gehen auch mittagessen«, sagte Albin.

Noch Wochen danach, jedenfalls solange die Brüder Kessel in Isola del Gran Sasso waren, redeten die Leute von fast nichts anderem, als der sozusagen wiedergefundenen Kapelle des Heiligen Sebastian.

»Und ich«, erzählte Albin Kessel später, »habe die Fresken des Andrea Delitio oder del Litio sogar gesehen. Mein Bruder hat das nie erfahren, weil er nämlich immer so lang schläft, während ich ein Frühaufsteher bin.«

»Na, na, na!« sagte Niklas F., der einmal mit Albin Kessel zusammen gewohnt hatte.

»Wenn ich Dir sage, daß ich ein Frühaufsteher bin! Nur unterdrücke ich es meistens. Manchmal stehe ich um sechs Uhr schon auf. Zum Beispiel in Isola del Gran Sasso, und da habe ich entdeckt, daß jeden Sonntag in der Kapelle des Heiligen Sebastian eine Frühmesse gelesen wird. Der Pfarrer ist direkt erschrocken, wie er gesehen hat, daß jemand bei der Messe da war, nämlich ich.«

»Und wie sind die Fresken?«

»Wenn ich was verstehen würde von Fresken!« seufzte Albin Kessel.

D'ider aus Alt-Bozen



INNOCENTIA

*So sanft entsteigt die Liebe deinem Wesen,
sich um das meine schließend,
Kreis um Kreis.*

*Innocentia – Weltverlorene,
wie leis
berührt dein Schauen mich.
Sternglanz spiegelt
still für sich im Augerund,
hebst du den Tierblick auf zu meinem.
Auf seinem Grund,
auf dieser unbetretenen Flur,
(ein knospend Scheinen),
liegt namenlos die Gottesspur.
Da aber weißt es nicht – und legst,
unsäglich schlicht legst alles du
in meine Hand vom Deinen.*

DIE SCHALE DES YAMSCET

*Siebengestufte
kristallene Schale des Yamscet,
mythischen Königs
Spiegel der Wahrheit
mit den eingelassenen
Sternzeichen, oben am Rand.
Sonne und Mond, den rötlichen Mars,
Merkur und Venus,
den umringten Saturn.
Mit seinen Monden der Jupiter
und gewaltig der Löwe,
den strahlenden Regulus
vorn an der Brust.
Daß immer der Mensch
sich der Bindung besinne.*

*Und der Zeichen noch mehr;
magischer Zeichen,
die allein ein Bereiter
zu deuten vermag.*

*In den Dämmer des Mythos
entschwindender Gral. – – –
Seelenspiegel des Freundes.
Wenn sich die Perle
aus ihrer umschließenden Muschel löst
und Dir an der Wimper hängt,
ergießt sie sich schimmernd
in meinen Krug. – – –*

Selene!

*bevor es tagt
fließt noch dein mildes Licht
still über mein Schläfern hin.*

*Schon neigt deine Sphäre sich
zum Untergang
hinter den bleichen Bergen.
Es bleibt nur der Morgenstern,
die schimmernde Träne, zurück.*

*Erzählst du dein Leid?
Man hat Gewalt dir getan;
ich weiß. –*

*Aber mir Schlaftrunkenen
zeigst du dein Bild,
das verschleierte,
noch so, wie es war und gibst
in Verwahrung mir,
was die Menschheit
für immer verloren.*

THILDE
FORADORI-
PETRONI

Geboren in Bozen am 19. April 1908, wo sie ihre Kindheit verbrachte. 1930 Heirat mit dem Geiger Prof. Leo Petroni; von da ab ständig auf Konzertreisen durch Europa und Südamerika. Ab 1948 ständiger Aufenthalt in Argentinien. 1953 Veröffentlichung einer Gedichtsammlung in der Universitätsdruckerei Córdoba; es folgten mehrere Publikationen in verschiedenen Zeitschriften. Lesungen und Rundfunksendungen »Die Geige und ihre Welt«. Übersetzung aus Dantes Göttlicher Komödie (5. Gesang, Hölle). 1956 endgültige Rückkehr nach Bozen.



DER ALPENTARZAN

Ein verhaltener kurzer Brüller läßt langjährige Almgäste teils belustigt, teils verärgert aufhorchen. Denn es ist nicht das unschuldige Jauchzen eines begeisterten Wanderers, nicht das Rufen eines besorgten Vaters nach dem verlorengeglauten Kind, nicht das Grölen von Hirschen oder Jägern – nein! Der abgebrochene Brüller ruft bei Eingeweihten Erinnerungen wach, die nur zu einer Person so nachhaltig passen: zum Alpentarzan.

Schon bewegen sich die Zweige der tiefausladenden Fichte, die das Gatter zum Campen halb verdeckt, schon torkelt er in die Lichtung, schon können Sommerfrischler die klumpig-hervorgeallten Selbstgesprächsfetzen des Alpentarzans aufnehmen: es ist sieben Uhr abends, als die Silhouette des keuchenden Ankömmlings lange im Gegenlicht einer noch immer wärmenden Sonne mit gequältem, gleichwohl fast starrem Gesichtsausdruck in die erwartungsgespannte Runde siert.

Sein Ziel, den jährlich-einwöchigen Urlaub auf der Alm, hat er glücklich erreicht. Entspannt läßt sich der Alpentarzan auf die nächste Holzbank fallen und genießt seine Anwesenheit. Er läßt Fragen und Anspielungen über sich ergehen, auch Witze zu seiner Person nimmt er gelassen hin, denn er weiß: das bringt was ein.

Zu seiner größten Lebensaufgabe gehört die bargeldlose Beschaffung von Rotwein. Die Taktik, die er dabei entwickelt, trägt den feinsten und größten Nuancen menschlichen Mitleidsvermögens Rechnung. Sobald ihm die Sennerin ein randvolles Glas vorgesetzt hat, kommt wieder Leben in die Einsfüfundsechziger-Statur: verlegen-vorfreudig kämmt er mit klobigen Fingern sein krauses Afrikanerhaar, schießt er in die ihm wohlgesinnte Runde und setzt den Becher mit solcher Wollust an die tabakverbrannten Lippen, daß selbst gestandene Fruchtsafttrinker nicht anders können als sich insgeheim zu schämen. Eigentlich sei er nur hier, um für die Bäuerin Lungkraut zu holen – wegen ihrem Hals, sagt er schmatzend. Eigentlich hätte er das schon gestern erledigen müssen, aber da habe man ihn auf dem letzten Bergbauernhof zu lange aufgehalten. In seliger Erinnerung schwärmt er:

»Zëin Littr werrns woll gwesn sain . . . hait mii-tgrechnt!«

Einem Bekannten flüstert er gerade so laut ins Ohr, daß es auch die Umstehenden hören können:

»Miar isch's Gelt awakemmen – i woaißt wia – fuffztausnd!«

Mit dieser traurigen Eröffnung, die nur die Sennerin kalt läßt, crobert sich der Alpentarzan

Jahr für Jahr die Herzen der Almgäste. Sogleich nimmt er den Vorteil wahr und liefert weinselige Erklärungen zu dörflichen Vorfällen. Er weiß Merkwürdiges zu erzählen und er erinnert sich an jedes Detail. Wer ihn kennt und Lust hat zum Zuhören, wird mit der Bestellung von Rotwein zuwarten. Denn je länger er den fälligen Tropfen vermißt, desto listenreicher und rede-freudiger geht der Alpentarzan zu Werk. Vornehmlich, wenn er wie im Selbstgespräch, gelassen-schlau Kindheitserlebnisse ins getrübtete Bewußtsein herüberholt, kann den arglosen Sommerfrischler Schauder und Herzweh überkommen. Da zücken selbst hartgesottene Jäger lieber gleich die Briefftasche, als sich vor der Gesellschaft zu blamieren.

Alle Welt nennt ihn Siegi, aber nach etlichen Gläsern spendierten Kalterersee, zeigt er nach minutenlangem Herumkramen heimlich den Personalausweis und da steht JOSEF. Wechselt man nicht schnell das Thema, so kann er einem des langen und breiten erklären, was er doch nicht für wichtig hält:

»Hoaßn tui fa rechtswegn Sepp!«

Der Alpentarzan hat einen weichen, traurigen, etwas geplärrten, aber nicht unfeinen Tenor. Sein Repertoire besteht aus zwei Liedern: Marina, Marina, Marina und der Schweizer Bua. Wenn er bei Laune ist und sich genügend Zuhörer einfinden, singt er beide Lieder gleich hintereinander. Ist er sich der Wirkung seiner Stimme erst voll bewußt geworden, beginnt er immer wieder von vorne, bis die Sennerin mit einem groben »latz mogsch auhearn!« weniger musikalische Naturen in Schutz nehmen muß. Da kann es manchmal passieren, daß er den verletzten Stolz durch andere beifallsträchtige Darbietungen zu kompensieren versucht, und das gelingt ihm mit dem sogenannten Negertanz immer am besten. Den Negertanz tanzt er auch ohne musikalische Begleitung. Torkelnd begibt er sich in die entkrampfte Position eines Berufsflamencaners: die Hände flach auf den Hinterkopf, die Brust geschwellt, die Augen starr in große Fernen gerichtet. Ist die Konzentration perfekt, hebt er langsam ein Bein. Das erste Mal ist's nur ein kurzer Hacker, wenn der grobgenähte Bergschuh wie von selbst auf das Almholz trifft. Bald jedoch schlägt der Alpentarzan einen gemäßigten Standtrab ein, daß die Bohlen leise ächzen und schließlich prasselt ein Regen von Fußritten und schnellst ausgeführten Stampfern auf die morschen Bretter – dies alles unter-malt von den seltsamsten Pirouetten und Figuren, wie sie nur ein unkonventioneller alpenländischer Nichttänzer aufs Parkett zu legen vermag. Durch ein solches zwei- bis Fünfminuten-



Intermezzo beweist Siegi-Sepp potentiellen Weinspendern zweierlei: erstens die trotz beträchtlichem Alkoholkonsum noch erstaunliche Standfestigkeit sowie die unglaubliche Mobilität der etwas zu kurz geratenen Reiterbeine.

Mitunter auftretender Brechreiz bekämpft er – im wahrsten Sinne des Wortes – zähneknirschend: es ist unglaublich, welche grausamen Knarren seine dezimierten Stock- und Weisheitszähne auszulösen vermögen. Frauen kreischen entsetzt auf, aber die Folge ist, daß der Alpentarzan seine Kaumuskel nur noch mehr strapaziert. Wie er solcherart die beiden einzigen Vorderzähne retten konnte, bleibt eines der vielen Rätsel, die er Durchschnittsmenschen in unermüdlicher Abwechslung und Hartnäckigkeit aufgibt.

Eine der bemerkenswertesten Gewohnheiten, an denen man Siegi-Sepp besonders an kalten Tagen schon von weitem erkennt, ist, daß er sich fast immer nur mit nacktem Oberkörper zeigt: »I bin hòlt nou a Natuurbursch... do graif hee, dia Muschln!«

Auf der Alm wartet er abends wohlberechnend auf Sturm und Kälte. Wenn sich die weiblichen Almgäste in die warme Stube setzen, geht der brustentblößte Spekulierer ins Freie und demonstriert Abhärtung. Wiederum bleibt nur die Sennerin realistisch, wenn sie sagen muß:

»Mòch wenigschtns die Tiir zua, du Spinnr!«

Hernach läßt sich der Alpentarzan von ängstlich-erotischer Frauenhand die Brust begreifen und das setzt immer ein paar Gläser.

Nach zwei Tagen intensivster Betätigung und ununterbrochenen Saufens wird der Siegi-Sepp langsam unerträglich und das Schlechte ist, daß er das weiß. Aber er hält tapfer durch. Er überschätzt die Geduld und Phantasielosigkeit der Almgäste und weil er sich wenigstens einmal im Jahr richtig unterhalten will, kennt er kein Erbarmen: er säuft, singt die Marina, knirscht mit den Zähnen, tappt halbnackt über den Alm Boden und gönnt sich und den Anderen keine Ruhe. Die Sentimentalität, eine tiroler Eigenschaft, die bei ihm besonders ausgeprägt ist, überspielt er mit harten Sprüchen und immer unfeineren Manieren. Da er kein Geld hat und die Sommerfrischler beginnen, ihn von ihren Tischen zu verjagen, schickt ihn die Sennerin zum Holzhacken und zum Melken. Weiß er sich bei diesen Arbeiten allein und unbeobachtet, bricht unvermittelt Grau in sein braunes Falten Gesicht: er hackt mit alt-überliefertem Handgriff, mit der Apathie des alten Knechtes, der einfach Anordnungen befolgt. Nein, für heuer hat er sich die Chancen hier auf der Alm schon vertan!

Am letzten Abend ist er still. Er singt nicht und weil er morgen gehen will, setzen ihm die barmherzigsten Almgäste noch ein paar Liter auf den Tisch. Erst nach dem zwanzigsten Glas gibt er's plötzlich auf: er legt beide Hände, dann die Ellbogen breit auf den Tisch, im Gesicht die Verheißung des kommenden Arbeitsjahres, bevor ihm die Augenlider zufallen und bevor seine Stirn hart auf die harzige Holzplatte aufschlägt.



NORBERT C. KASER

Nostalgisches Weimar

nicht schlecht ist sein gehäuse das heiligtum der deutschen nation & war ein schranze n
ur nur hatte doch der mann den hof überstrahlt bestrahlt zum hof der höfe emporgebrac
ht & kuschelt sich im gänseflaumenkissen der provinz der weltenmensch. da wurde ihm d
och tag für tag der weihrauch zugeschwenkt den er so liebte da war das thüringische bra
chland das er als großer städter in amt & würde pflügte da hat er sich entfalten können sc
hatten werfen sonne spielen & lässig-gelassen aus dem übrigen deutschland die gunst d
es eremiten kosten.

aus gips sind seine götter SALVE steht auf seiner schwelle ... ein schranze wars & geis
teselephant & hat das muster abgegeben für ein erstrebenswertes leben askese kannt er n
icht keine revolution nur frauen in den zwischenräumen seines tuns.

müde geworden schal von touristen zertrampelt ausgetreten sind die schritte & als mat
te süßliche petersiliensauce liegt milchiggrün der dunst der vor-haupt-nachklassik in de
n gassen in denen man beizeiten den schweinen unbehütetes streunen verbieten mußte u
m sauberen weg zu bereiten den füßen hochschwangerer köpfe.

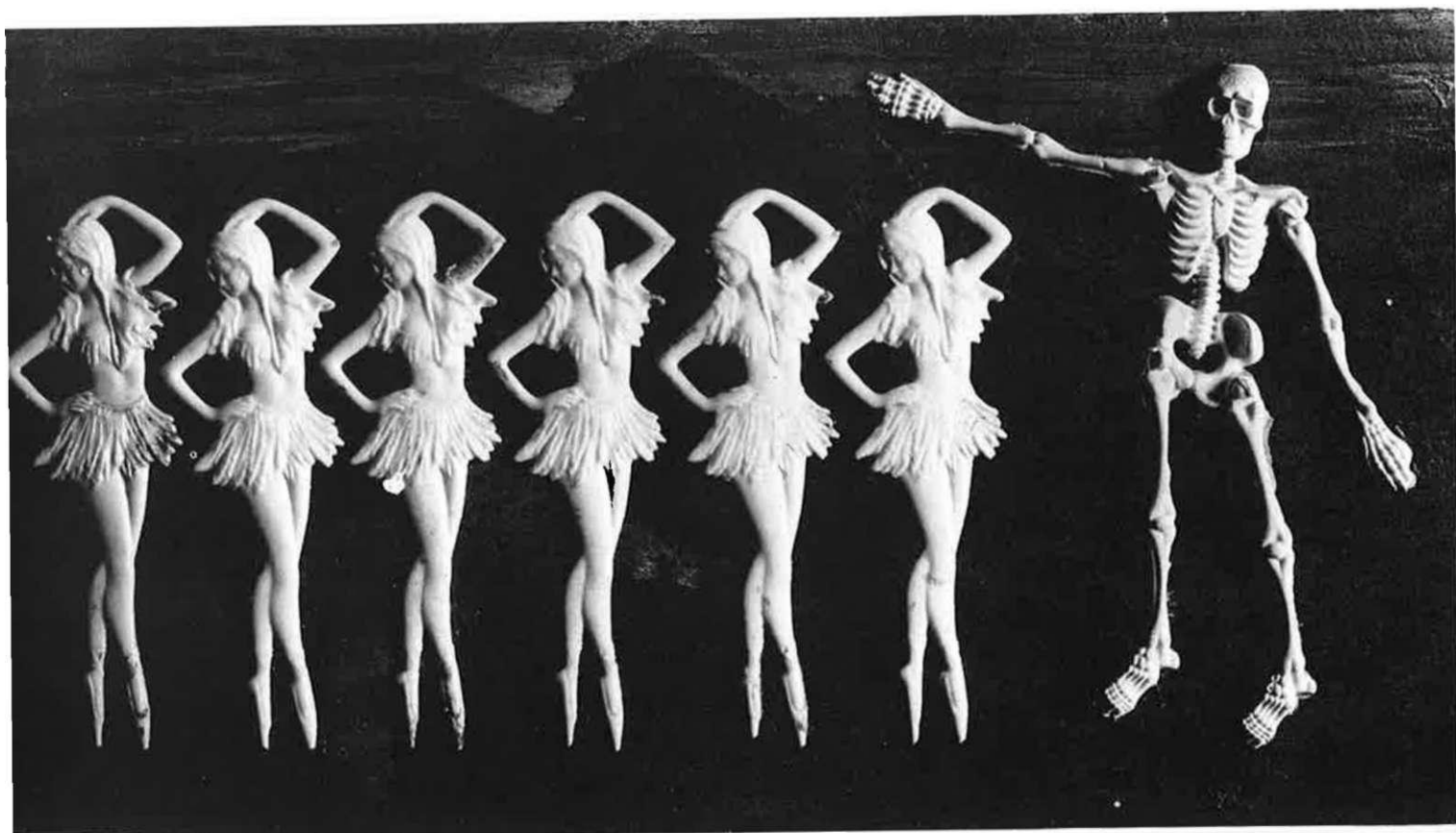
& goethe war reich. hatte einkünfte die zehnmal über dem durchschnitt von dirn & knecht
en lagen. da war es ein leichtes den eignen stern in gold glitzern zu sehen & wenn sich a
uch sein tun & lassen so unbezahlbar kostbar gebärdet hat so ist doch ein gefüllter beut
el ein sanftes küssen für den scheidel ... verzeih in weimars rahmen hat ihn der allerw
eltsdünkel zum besten politiker gemacht: er diente sich & volk & fürst zugleich. genügt d
as nicht?

das schreiben da ist eine qual. die luft drückend & muffig. da drängt er sich ins bild & z
wingt die gedanken auf sich wie ein hohler zahn. den ganzen tag. draußen an die waldw
and geschmiegt der lichte würfel seines gartenhauses. die andacht wird zum ekligen kit
sch & spott bleibt elendiger galgenhumor. vor schillers bett aber steigt mir das wasser i
n die augen & ich darf still für eine halbe minute es in mich hineinrinnen lassen währe
nd ich fäuste mache weil mich die geschichte schmerzt.

In der herderkirche des alten cranach tafelfeld der frömmste faustschlag ins gesicht de
r kirche: cranach selber mit johann baptist & luther unterm kreuz ein wirrnis ist das bi
ld mit zeichen vollgesetzt die künftiges deuten: buchenwald. BUCHENWALD. buchenwa
ld. mir graust vor Dir.

gegeben zu weimar
im juni 1977

GINA THUSEK
COLLAGEN





KITSCH MIT DOPPELTEM BODEN

Gedanken zu den neuen Collagen der Meraner Künstlerin Gina Thusek.

Wenn Gert Richter in seinem amüsanten »Kitsch Lexicon von A bis Z« frech behauptet: »Kitsch macht Spaß«, so bezieht er sich auf den harmlosen, unproblematischen »Geschmack« ohne Doppeldeutigkeit, eben auf die alle Lebensbereiche umspannende Gestaltung ohne Differenzierung, bei der die Fragwürdigkeit und Zweispältigkeit unseres Daseins nicht einmal mehr durchschimmert. Da ist alles süß und böß, hold oder grausam, kraftvoll oder ermattet, eben ganz so, wie es Walter Killy in seinem Essay über den »Deutschen Kitsch« dargelegt hat.

Ganz anders kitzeln da die neuesten Collagen von Gina Thusek durch die Sinnenwelt den Nerv: Hier spielen Gegenstände aus vergangenen Tagen (so ist der Rahmen zu ihrem »Denkmal für einen Hund« ein Werk aus den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts) mit »Leistungen« aus unseren »achtziger Jahren« zusammen (der Inhalt des Rahmens ist ein nach amerikanischem Vorbild in Italy hergestelltes Relief-Poster mit einem lebensgroßen, treuherzig dreinblickenden Pudel, wie man sie in den Warenhäusern zum Kauf angeboten vorfindet).

Zum Hundedenkmal gibt es auch eine Geschichte. Alles in Gina Thuseks Collagen Verwendete, hat auch seine ganz persönliche und mit der Künstlerin und ihrem Leben verbundene Herkunft, womit die Doppelbödigkeit der Aussage um eine dritte Dimension, ihre Persönlichkeit, bereichert wird: Der »kunstvoll« aus Holz geschnittene und gedrechselte Bilderrahmen wurde 1960 vom Dachboden des Walder-Hauses gerettet, das – wie so viele in Meran – der Spitzhacke geopfert wurde, um dort ein »Kondominium« entstehen zu lassen. In dem Haus (in der Carduccistraße) hatte sich auch Frau Thuseks Bildhaueratelier befunden, das ihr auf diese Weise genau so genommen wurde, wie die Möglichkeit, dieser künstlerischen Tätigkeit weiter nachzugehen.

»Gröden« heißt die »hommage« auf unser »Künstler-Tal«. Sie besteht aus einer vor Jahren in der dortigen Kunstschule erstandenen Heiligenfigur, nach der eine stilisierte Holzpuppe mit langen Haaren greift. Die Holzpuppe stammt aus einer Serie, die die Künstlerin selber hat drechseln lassen.

Nach Margarinefiguren schmeckt der »Totentanz«, bei dem hübsch in eine Reihe aufgestellte Plastik-Tänzerinnen (mit deren zarten Füßchen süße Datteln aufgespießt wurden) ihren Reigen nach den Anweisungen eines Skeletts zu tanzen scheinen, um ihm so auf dem »Todesmarsch« der Kunst zu folgen.

»Nostalgie« schließlich übermannt einem schon ein wenig, wenn man hört, daß die leicht schlappe Samtrose vor 30 Jahren Gina Thuseks Hut geziert und daß die Spitzen dieser Collage ihren Weg im Laufe des Ersten Weltkriegs von Italien aus nach Wien gefunden haben: Dorthin hat Ginas Vater (Herr Klaber) sie seiner Frau aus dem Feld geschickt, bevor er bei der II. Isonzoschlacht am Doberdò fürs Vaterland gefallen ist (1917). Eine bei Woolworths zu diesem Zwecke gekaufte Plastikpuppe greift voller Wehmutsschmerz in die Rose und nach der unrettbar verflossenen Vergangenheit. Zuckerfarben umrahmen diese wehmütige Romanze und füllen ihr Innerstes aus.

»Was ist Kitsch – Sex and violence – le fétiche – Die abstrakte Wohnung – Friedhofsweg – Ich bin der Größte – Bijouterie – Herz Jesu und Herz Maria! – Aphrodite – Der Heilige und der Hippie – danza macabra – Homolie – Der gefallene Engel« dies sind einige der Titel, die Gina Thuseks Auseinandersetzung mit ihrer Umwelt und ihre persönliche Verarbeitung vielfältiger Fragen der Existenz widerspiegeln. Nach außen hin Kitsch, aber einer, der mit künstlerischen Kriterien zu erfassen ist, ganz so, wie es der bereits zitierte Gert Richter fordert: »Die Beschäftigung mit Kitsch vermittelt ebenso Einsichten und Ansichten über Welt, Menschen und Wirklichkeit, wie die Beschäftigung mit Kunst.«

Im Fall von Gina Thuseks Collagen, die uns einen weiteren Ausschnitt ihres vielfältigen Schaffens zeigen, wird das »Kitsch-Werk« zum »Effekt-Werk« und erzeugt Emotionen. Aber – so Karlheinz Deschner in seinem grundlegenden Werk: Kitsch, Konventionen und Kunst – »Es braucht ein Organ für Kunst um Kitsch zu erkennen«, dann hat man auch hier wirklich seinen (teuflischen) Spaß.

Gina Thuseks Collagen werden erstmals in Bozen im Studio »publi press«, Silbergasse 23, intern 5, 2. Stock gezeigt. Weitere Ausstellungen folgen.

GFB



ENGE UND ENDE

Dem Thema Nostalgie geben die zwei Künstler, der Lyriker Hans Haid und der Fotograf Josef Huber, einen besonderen Akzent, Nostalgie als unbewältigte Gegenwart, als Auseinandersetzung mit der Frage des Vergehens, des Alterns. Hans Haid ist einer, der das Maul auf tut, er zählt zu den kritischen Tirolern. Seine bösen Heimatgedichte in Öztaler Mundart, Kampfschriften im Lyrikpelz, mit denen er recht respektlos an Landesheiligümern (Schützen, Fremdenverkehr . . .) rüttelt, haben ihm, weiß Gott, nicht nur Lob eingebracht. Er verwendet den Dialekt als Kunstsprache, als ihm gemäßes Ausdrucksmittel. Aber man muß Hans Haid hören, auch wenn man anfangs fast nichts versteht, eine gewisse Barriere muß überbrückt werden. Der alte Klang dieser Vokale und Umlaute, die Musikalität der Sprache, schaffen aber den Zugang. Seine Gedichte sind einfach und schwer, immer wieder dreht er die gleichen Wörter um, er spricht vom darfe (Dorf), vom pamen (Baum), vom neene (Großvater), von häntnen (Händen), von Sonnenblumen und vom töet (Toad). Er setzt die archaischen Brocken Mundart hin, und es kommt ihm kein Jodler aus.

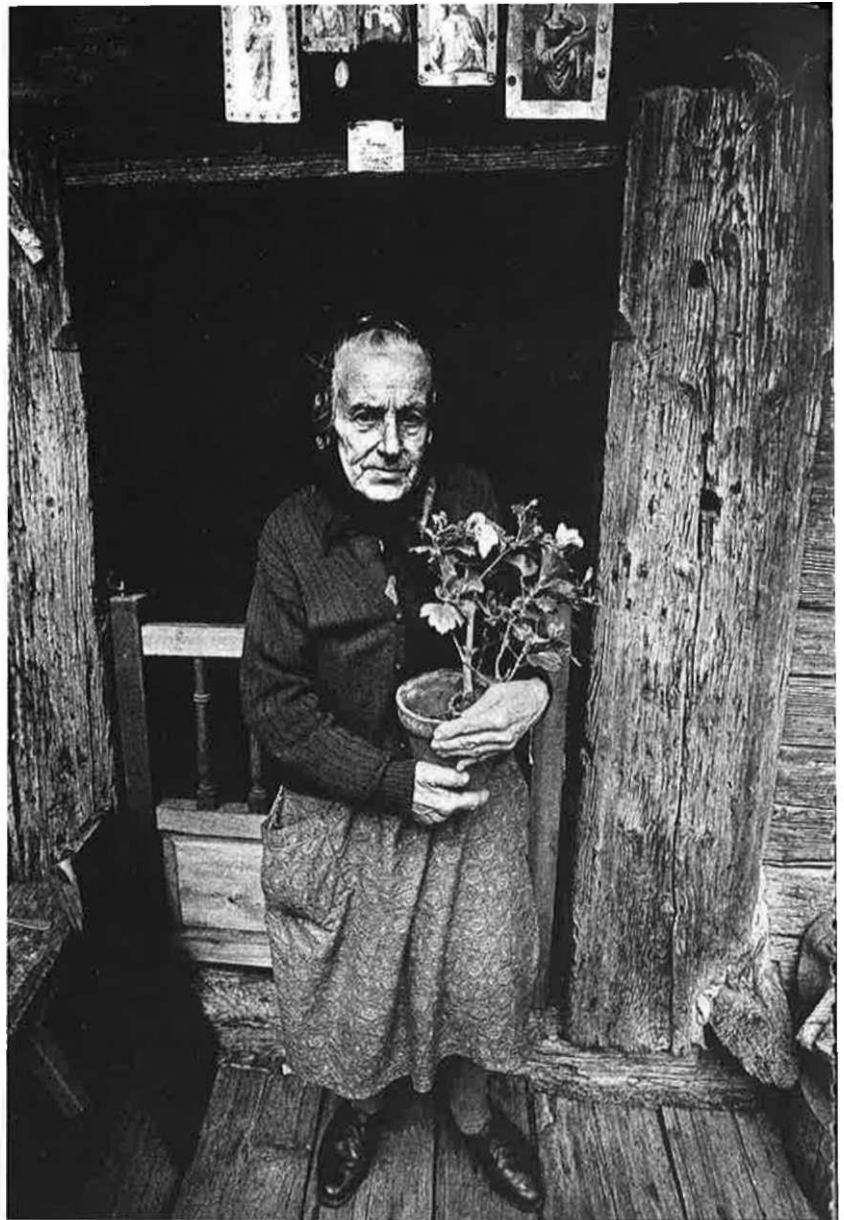
In letzter Zeit hat sich der Poet Hans Haid immer mehr engagiert, das Private tritt zurück. Seine Anteilnahme am Geschehen um ihn herum und im Lande ließ seine Dichtung bitter werden. Das Wort tiröö (Tirol) hat bei ihm einen ganz eigenen Klang erhalten.

Als Partner in dieser Gegenüberstellung hat sich zu Hans Haid der Fotograf Josef Huber durch seine Themenstellung ganz von selbst ergeben: Menschen, der alte, abgeschlossene Mensch mit seinem kleinen Glück, seinem Stolz und seiner Ausgesetztheit. Voll Feingefühl und Takt erforscht Huber das Antlitz des Menschen und zeichnet liebevoll seine karge Umgebung, das Ausgedinge des Lebens, die Position am Rand. Seine Kamera ist nicht sensationslüstern, sie ist diskret und voll Respekt und stattet Armut mit Würde aus. Mit diesem Menschenzyklus setzt Josef Huber die Tradition des großen August Sander fort. Fragen nach dem Wert des Menschen, humanem Altern und Sterben drängen sich vordergründig nicht auf, aber sie fallen einem ein. In der Stille und Verhaltenheit dieser Bilder drängt sich nichts auf, es ist einfach da.

Die technische Perfektion der Aufnahmen ist hier nur ein zusätzlicher Wert, Bildbau und Weitwinkelleffekte sind als unterstreichendes Mittel eingesetzt, die gestaltende Manipulation in der Dunkelkammer spielt bei diesem Prozeß ebenfalls eine Rolle.

Die Fotografie ist zum zeitgemäßen künstlerischen Medium geworden, ein Fixpunkt in der Vergänglichkeit unserer Epoche.

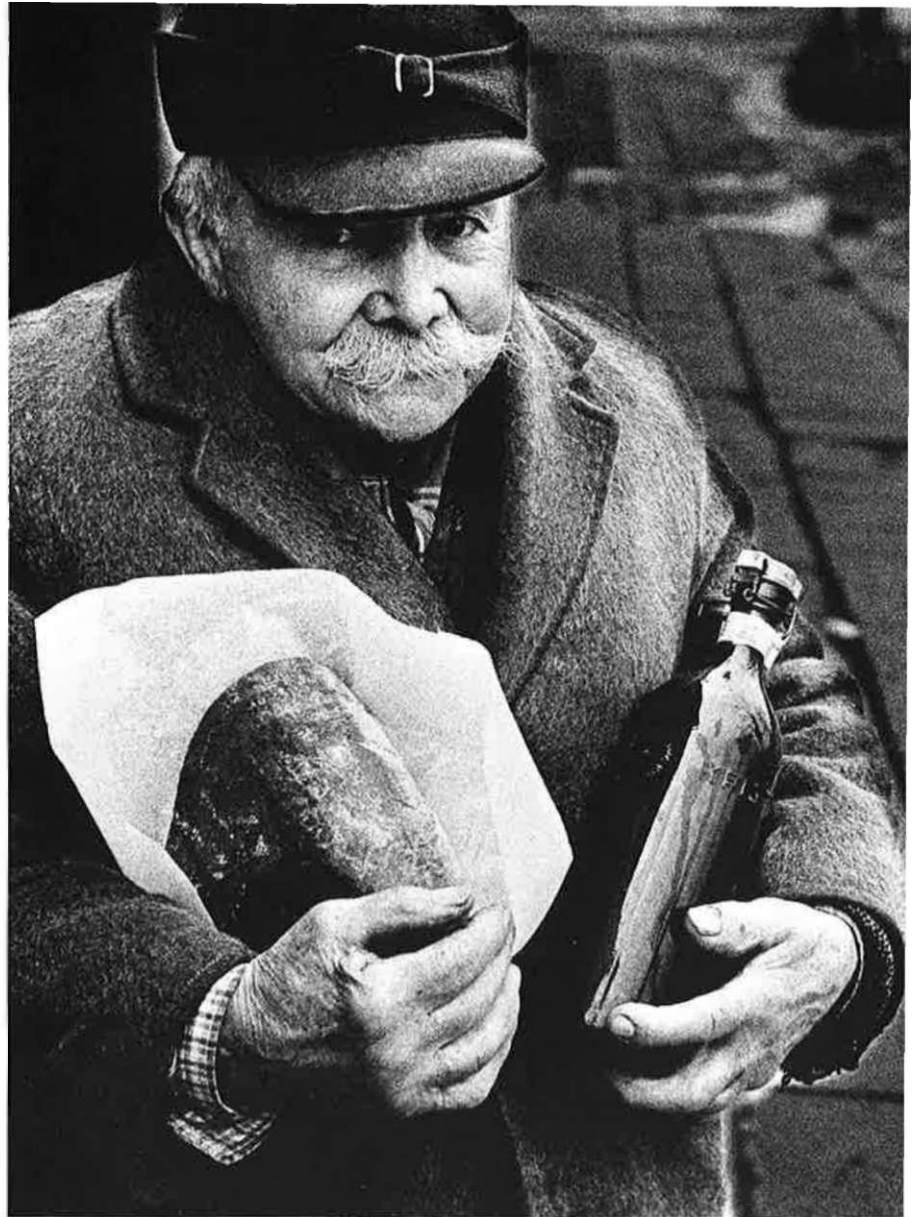
Gerald Nitsche



DORF I

*schintlen geklööbm
dreck in dr kuchen
mei naale ischt töet
kaldr völl wein
nebmen fosse vrrecket
siibm kindr drhoamat
wint in dr kuchen
insr vootr ischt töet
und a kaldr völl wein*

dees keemet
 ze schpaate
 in hearde
 ban füire
 heit znochts
 neebmen öufn
 mei neene
 drfröern
 mitn fingrn
 an köülne
 dr nuschr
 drtromplt
 dees keemet
 ietz schaugn
 meine hänte
 ze seahn
 in nuschr
 an böudn
 di schrunten
 an fingrn
 in kommrn
 di nöet
 ummedumm
 nöet
 dees keemet
 ze schpaate
 mitn pröete
 in häntnen
 dees kintet
 glei gean...
 geat gah
 ... vrschwindet!!!



Aus Budapest

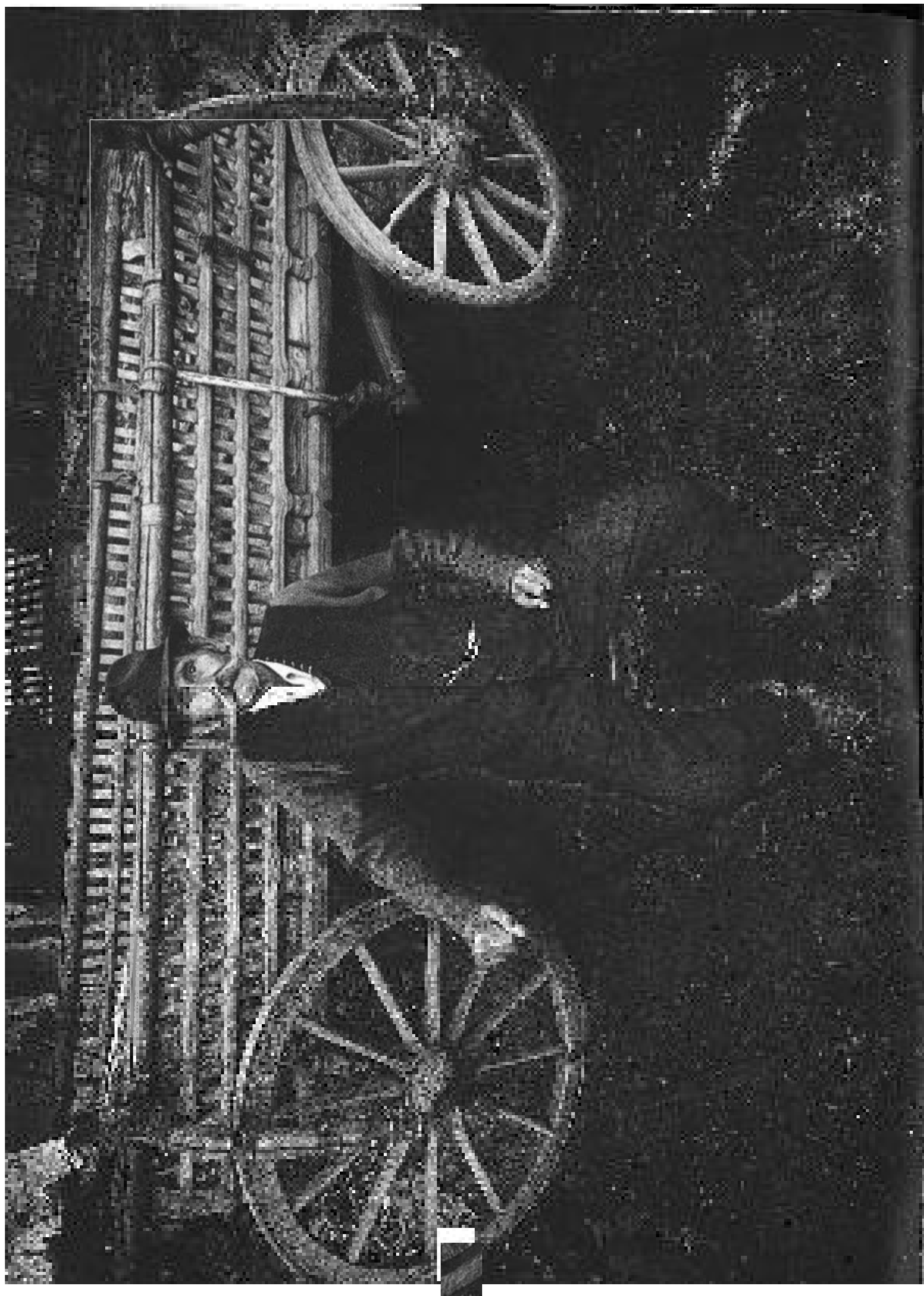
zwoa tooge
 schpaatar
 kimmet dr wint
 mitn häntnen
 in taschen
 drfröern
 in wintr
 koane kööln
 koa hölz
 di fingr
 drfröern
 in häntnen
 di nöet
 si keemen
 margn zmöerns
 höülne mei maadle
 in di fabrik
 deet ze vrreckn
 hintr an tische
 di fingr
 drfröern
 di nöet
 in meir kuchen
 di kööln vrprunnen
 is kimmet dr wint
 is kimmet dr wint...

HANS HAID: GEDICHTE

Zur Person: 26.2.1938 in Längenfeld (Ötztal) geboren; 1962 Matura als Werkstudent in Wien. Dr. phil. (Volkskunde). Jetzt tätig in der Erwachsenenbildung in Niederösterreich. Seit 1966 schreibt Hans Haid Mundartgedichte. Bücher (Auswahl): »Pflüg und Furcha«, »An Speckar in dein Schneitziechlan«, »Abseits von Oberlangdorf« (Roman, Roseggerpreis).

JOSEF HUBER: DREI FOTOGRAFIEN

Zur Person: Josef Huber ist am 19.8.1946 in Kufstein geboren. Ausbildung als Lithograph. Seit 1967 ernsthafte Beschäftigung mit der Fotografie. Ausstellungen in Budapest, Kufstein, Landeck, Innsbruck. 1976 Goldmedaille der Österreichischen Staatsmeisterschaft. 1977 Staatsmeister (Schwarzweißfotografie).





Vor mehr als 100 Jahren erschien einstmals ein stattlicher Hirsch an den Toren einer Wiener Spielkartenfabrik, der zeigte dem Inhaber derselben eine Spielkarte mit dem Bescheid, so es gelingen möge, zu selbiger Karte ein passendes, vollständiges Spiel zu erstellen, sei das Glück der Fabrik gemacht. Das Spiel wurde zur Zufriedenheit des Hirschen gemalt, er aber stellte sich unter das Laub-Daus, allwo er noch heutigentags zu finden ist.

Hirsch und Spielkarte
Zeichnung von Trude Oberegger-Saltuari

◀ Foto: Josef Huber,
A-6030 Kufstein,
Sparchnerstraße 16



LISL SALTUARI

Laub König

Wer umgekehrt durch ein Fernglas schaut, sieht einen größeren Teil der Landschaft als freien Auges, verkleinert, doch besonders klar und mit großer Schärfe.

Wer ein Spiel Karten betrachtet, sieht die Welt, die als ein abgeschlossenes Ganzes erlebt wird, verkleinert, auf das Pragnante und Typische beschränkt, so vollständig dargestellt, wie eine Sprache durch ihr Alphabet oder wie die biologische Erbsubstanz durch den Code der DNS und RNS.

Die Konzentration der Kartenspieler, ihr Eifer, ihr Einsatz ist nur verständlich, wenn wir die Analogie des Kartenspiels mit dem Leben, das auch ein Ganzes ist, mit möglichem Gewinn und Verlust, sehen.

Es wurde lange mit Karten gespielt, bevor jemand auf die Idee kam, Karten zu deuten. Wir wollen begreifen und sind in dieser Hinsicht

»Spätlinge«, d. h. aber auch, daß wir über eine große Menge von Erfahrung verfügen. Wir können Spielkarten aus verschiedenen Jahrhunderten vergleichen und finden im Wechsel von Mode und Geschmack der Zeit, die die Kartenbilder variierten und modifizierten, doch auch einiges, das konstant blieb. Jahrhunderte hindurch suchte der Käufer reizvolle Abwechslung in seinen Spielkarten, bis dann vor etwa 100 Jahren ein anderes Phänomen auftauchte: Die Käufer lehnten die modernen Karten ab und wollten lieber die alten. Zeigte sich hier Nostalgie als breites Verhaltensmuster? Um zu verstehen, was bei der Farbe »Laub« oder »Grün« alles anklingt, sollen andere Karten-symbole (sie waren austauschbar) und wichtige Vierergruppen, die Vollständigkeit intendieren wie die Spielkarten, tabellarisch zusammengestellt werden.

einer Kontext zu »Laub«

KARTENSPIELE

- 1 Deutsches Bild
- 2 Italienisches, spanisches Bild, Tarot
- 3 Französisches, englisches Bild
- 4 Jass

- A 1 Laub
- A 2 Stab
- A 3 Treff
- A 4 Rose

- Herz
- Kelch
- Herz
- Schild

- Schelle
- Münze
- Karo
- Schelle

- Eichel
- Schwert
- Picque
- Eichel

ANDERE VIERERGRUPPEN

- 1 Elemente
- 2 Richtungen
- 3 Dimensionen
- 4 Temperamente
- 5 Jahreszeiten
- 6 Jahresabschnitte
- 7 Typen von E. Spranger
- 8 Funktionstypen von C. G. Jung
- 9 Triebe von L. Szondi
- 0 Grundzeichen des I Ging

- B 1 Feuer
- B 2 Osten
- B 3 Länge
- B 4 Sanguiniker
- B 5 Frühling
- B 6 Kindheit
- B 7 ästhetischer Typ

- Wasser
- Süden
- Breite
- Melancholiker
- Sommer
- Jugend
- sozialer Typ

- Erde
- Norden
- Höhe
- Phlegmatiker
- Herbst
- Reife
- ökonomischer Typ

- Luft
- Westen
- Zeit
- Choleriker
- Winter
- Alter
- theoretischer Typ

- B 8 Empfinden
- B 9 Sexualtrieb
- B 10 Das Schöpferische u. das Empfangende

- Fühlen
- Kontakttrieb
- Das Heitere und das Stillehalten
- Denken
- Ich-Trieb
- Das Haftende und das Abgründige
- Denken
- Paroxysmaltrieb
- Das Erregende und das Sanfte



Den Laub-König betrifft natürlich nur die erste Spalte dieser Tabelle, die übrigen drei sind der Vollständigkeit halber interessant; Herz kennzeichnet den Bereich der Beziehungen, die Schelle als einziger künstlich hergestellter Gegenstand den der Kultur und was mit Eichel gemeint ist, könnte man am ehesten mit Geist umschreiben. Das Schlüsselwort für Laub aber heißt Natur.

Der König wird in manchen Kulturen für die gute oder schlechte Ernte verantwortlich gemacht. Er hat seinem Volk das Leben und Wohlergehen zu garantieren, das vor allem vom guten Gedeihen der Pflanzen abhängt. Laub, Treff (= Trefle, das Kleeblatt), Rose und Stäbe kennzeichnen diesen vegetativen Bereich. Sorgt der König wie die täglich im Osten aufgehende Sonne für genügend Nahrung, so werden die tausend Tode überdauernden Gräser, Ähren und die Zweige der Bäume und Büsche in die Länge schießen und gut gedeihen. Das Laub ist aber nicht nur das im Frühling neu entstehende, es wächst und wird auch wieder verwelken und vergehen, um im nächsten Jahr wiederzukommen. Das Holz dient der Flamme zur Nahrung, die sich dauernd verändernde Flamme ist darüberhinaus aber auch Sinnbild für die innerste Energie, das Lebensfeuer, das besonders der König für sich und seine Untergebenen hüten muß.

Das Schöpferische des I-Ging und seine notwendige Entsprechung: das Empfangende, meint das Wirken des Heiligen und Weisen – wir könnten auch sagen: des Königs –, der durch seine Kraft und sein Tun das höhere Wesen der Menschen weckt und entwickelt. In der Anmut, Geschlossenheit und Würde unserer Laub-Kartenkönige ist auch noch etwas von dieser sakralen Dimension des Königs spürbar.

Das Schöpferische und das Empfangende, beides Weltprinzipien von höchst allgemeiner und abstrakter Bedeutung, kann man unter anderem auch als Gegensatz von männlich und weiblich auffassen und die Sexualität als eine ihrer konkreten Ausgestaltungen. Damit, wie mit allen anderen vitalen Bedürfnissen, ist natürlich das naturhafte Empfinden verknüpft. Impulsiv und ungehemmt dem jeweiligen Empfinden preisgegeben ist der Sanguiniker, das Strohfeuer temperament.

Den Laub-König sieht man nur richtig auf dem Hintergrund der Laub-As, die als Matrix aller Laub-Werte aufzufassen ist: das goldene Lebensbäumchen kehrt wieder in der goldenen Vase mit realen und Phantasieblumen und Rosen (Laub 6); die Natur als Lebensspenderin, durch den Sonnenvogel, den Adler, dargestellt, wird konkret erlebt bei Jagd (der Hirsch auf der As, auch X) und Fischerei (Laub 7), aber auch als Viehzucht (Laub 9) und Ackerbau (Laub 8). In der hochmythologischen Laub-As, deren Einhorn als Wappentier des Königs auftaucht, sollen Hirsch und Einhorn »spiritus et anima«, also Geist und Seele des Menschen darstellen. Auch dieser Bereich des Menschen ist naturhaft und keineswegs antinaturalisch. Dies zeigt am besten die Kunst, die Natur und Geist im seelischen Bereich innig zu vermählen weiß. Die schönen Künste sind angedeutet im querflöteblasenden Unter und im trommelnden Ober und zeigen, daß Sprangers ästhetischer Typ wirklich in diese Kategorie gehört.

Der Laub-König wendet sich seinem Zeichen zu, dem Laub, das einerseits sichtbarer Ausdrucksträger natürlicher Veränderungen und Verwandlungen ist, andererseits als Wald und Busch die Stätte aller mythologischen Wesen. Das Laub spiegelt die Welt des realen Empfin-



Holzschnittkarte aus Landeck
Oberinntal 1460-1465

dens, es ist aber auch die Welt des Kindes, die Welt des Träumers oder des Künstlers oder auch die des Weisen, der die Zusammenhänge von Werden und Vergehen, von Sterben und Auferstehen kennt.

Einer, der die Dinge geschehen läßt, ohne sie zu bewerten oder zu beurteilen oder für seinen Vorteil auszunützen, der hat Zugang zur irrationalen und mythologischen Bilderwelt des Numinosen, er weiß um Geheimnisvolles und kann damit umgehen; dieser naturhafte, heidnische König respektiert die Natur innen und außen. Er hat dadurch seltsamerweise auch Macht, obwohl ihm am Ausüben von Macht nicht viel gelegen ist. Der König hat die Macht dessen, der weiß, daß Glücklichein ein Resonanzphänomen ist, daß äußere und innere Natur sich spiegeln und steigern.

Natur, die vom Menschen nicht gestört wird, kann in vielen Regelkreisen Ausgewogenheit schaffen und auch den Menschen in diese maßvolle Fülle einbeziehen. Andererseits kann der Mensch (der König) wieder zu sich kommen und sein inneres Gleichgewicht dadurch wiederfinden, daß er Wechsel und Verwandlung auch für sich selbst akzeptiert. Das Laub, das als nur »Außen«, als höfischer Prunk und Pracht eine kurze, vergängliche Schönheit zeigt, kann auch verstanden werden als ein Ausdruck des

Innen und ist dann ein Offenbarwerden und sich Zeigen von Inhalten, die das zufällige So-Sein der Aussage benützen, um es zu transzendieren. Das Ewige zeigt sich in vergänglichster Hinfälligkeit, das Zeitlose in einem flüchtigen Augenblick, das Gleichbleibende liebt es, unendliche Folgen von Variationen aneinanderzureihen. So zeigt sich in den vielen ungleichen Blättern eines Baumes zugleich Dauer und Bewegtheit des Seienden. Die Ass, die allen übrigen Kartenwerten Ausdruck gibt, steht zum König so wie die Ganzheit zum Einzelnen, wie das Matriarchat zum Patriarchat, wie Unbewußtes zum Bewußtsein oder wie kollektiver, diffuser Zeitgeist zu individuellem Geist, wie die allgemeine Einstellung zur beherrschenden Idee.

»Laub-König« ist Anerkennen von Natur, von Wachstum und Verwandlung, dies aber auf dem Hintergrund zeitlos-mystischer Bilder. Die Einheit aller Wesen vor ihrer Ausfaltung in konkrete einzelne Individuen, die Ahnung übermenschlicher Mächte und Größen, Geheimnisse, Hintergründe, Entsprechungen von Makrokosmos und Menschenwelt, Leben und Tod, all dies ist dem Menschen vertraut, der einfach und selbstverständlich sich der Führung der Natur anvertraut.

ANDRI PEER

POESIAS

FLUORS CHADAINA

Il vent as piglia
in svoul
cur ch'el vout,
cha vus nu savais
ingio cha vus giais.

IL CHOMP SULVADI

Ourasom il rutitsch
at spenna il vent
in uondas d'or.
Chomp sulvadi,
meis frar scugnuschü,
Eir tü
madür cun tias
spias invanas.

UCLAN

Las chasas scruoschan
aint il sulai da marz.
Mezdi s'ha plachà
cun alas da sprer.
Il cheu pozzà cunter il mür,
vezza tras larmas
a passar speravia
l'uffant ch'eu d'eira.

TEJA ANDUNADA

La genna sgrigna
suot las scundunadas
dal vent.
La pensla sguotta
plan sieu il temp.
Flöchs da naiv
aint ils zaps dal muvel.
Las muos-chas sun persas.
Che scruoscha quaint,
cur cha tü cloccast
sün porta?

TAGLIALAINA

Tanter zuondra e bruoch
n'haja tendü meis talèr.
Vuschs da resgia e sgür,
chantins da la daman.
Il dschember sbrajazza
seis pail verd.
Las nuschnignas sun glüms
da blaua aspettativa.

GRAVUR ALEMANA

Tschél sura da temporal,
collinas in fodas,
conturbadas
da lung spettar.
Quia la madüranza
tschima dascus.
Daintadüra de las chasas
sün andschivas verdas.
L'ögl stanguel dal sulai
s'najainta in tschendra.

LÖWENZAHNLICHTER

Im Flug,
wann er will,
nimmt euch der Wind
und trägt euch fort,
und keines weiss
die Stunde, den Ort.

DER WILDE ACKER

Am steinigen Bord
legt dich der Wind
in goldene Wellen.
Wilder Acker,
mein verkannter Bruder,
Auch du
bereit mit deinen
vergeblichen Ähren.

WEILER

In der Märzsonne
knistern die Häuser.
Der Mittag rauschte herab
mit Habichtsflügeln.
Ich lehne den Kopf an die Mauer
und sehe durch Tränen
ein Kind vorübergehen,
das Kind, das ich war.

VERLASSENE ALPHÜTTE

Das Gatter ächzt
unter den Ellbogenstössen
des Winds.
Von der Traufe fällt
träge die Zeit.
Schneeflocken
in den Stapfen der Rinder.
Verloren irren die Fliegen.
Was knarrt hinter der Tür,
wenn du anklopfst?

DER HOLZFÄLLER

Zwischen Legföhren und Erica
habe ich den Bogen gespannt.
Im Morgen die Stimmen
von Säge und Axt.
Die Arve sträubt
ihr grünes Haar.
Arvenzapfen,
Lichter blauer Erwartung.

ALEMANNISCHE SCHWERE

Gewitterdecke,
in Falten die Hügel,
vom langen Warten
getrübt.
Hier glutet heimlich
die Reife.
Das Gebiss der Häuser
im grünen Fleisch.
Müde ertrinkt das Auge
der Sonne in Asche.

Aus: 28 poesias
romansch und deutsch
mit 5 Illustrationen
von Camille Gräeser,
Luxusausgabe

DET HÖÜCKN SEE

Vielleicht gab es einmal das große stolze Volk in den Alpen. Inzwischen haben sie sich selbst aufgegeben. Sie haben sich geopfert. Fürs Geld, für ihre Landschaft haben sie sich geopfert. Und nun sind sie daran, ihr Gesicht zu verlieren.

deet höückn se
vöern teelrn
worchn af fremde
hintrn boonhöüfe
passn di hötteliere
mit gröeße autö
worchn af fremde
asn zuuge
vö deitschlond

*(dort sitzen sie vor
ihren tälern und war-
ten auf fremde
hinter dem bahnhof
warten hoteliers mit
einem großen auto
warten auf fremde
vom zug der aus
deutschland kommt)*

Und dann kommt ein D-Zug aus Wuppertal und Stuttgart und die aussteigenden Touristen werden empfangen. Koffer werden ihnen abgenommen, sie werden nach dem Verlauf der Reise gefragt und sie werden in die bereitgestellten Autobusse geleitet und werden höflich gebeten, einzusteigen. Man habe jetzt immer schönes Wetter gehabt.

und oftr
feeht is wurchzn
oon
man tüet schenne
und nimmet aus
a küe
müeß man olm
a weag an hintrn
ummha krotzn
oftr
geit se mea milch

*(und dann beginnt
das ausnützen
man tut schön und
nimmt sie aus
eine kuh muß man
immer ein wenig an
der rückseite kraulen
dann gibt sie
mehr milch)*

Ja, das Tal sei wundervoll. Es kommen deswegen immer soviel Fremde. Man habe vielen anderen Gästen absagen müssen. Das Tal sei sehr gefragt.

Am Sonntag zeigt man den Fremden, daß man religiös ist. Man geht in die Messe zur Erfüllung der Sonntagspflicht. Dabei zieht man das beste Gewand an. Der Herr Pfarrer begrüßt in der Kirche vor der Predigt nicht die Einheimischen. Er sagt den Gästen ein herzliches Willkommen und sie sollen sich gut erholen. Er sagt zu allen ein «herzliches Grüß Gott!».

vön kloan beirlen
di maadlen
kaam as dr schüele
mießn
geupettn gschirre
schpieln
dreck zommputzn
di letzeschtn orbatn
in hötellrn
dr leschte dreck sein

*(von einem kleinen
bäuerlein die töchter
müssen
betten machen ge-
schirr spülen und
dreck zusammen-
räumen
die letzten die
schlechtesten arbei-
ten in den hotels
der letzte dreck sein)*

Am Samstagabend gibt es immer einen Tirolerabend. Die Preise für eine Flasche Bier werden um 20 Prozent erhöht. Die Schuhplattler können mit Ruß schmieren. Die Hetz kann beginnen. Die Älpler zeigen sich von der vermeintlich besten Seite. In der Mansarde des Hotels schwitzen nebeneinandergepfercht ein paar Dienstboten, Gehilfen, Küchenmädchen, Töchter der kleinsten Bauern aus der Gegend. Die armen Teufel von Kleinbauern sollen stolz sein. Sie dürfen mit ihren halbwüchsigen Töchtern dem Fremdenverkehr dienen.

a kloas koppele
hintrn paammen
a weibe
knielt züeha
köüpfteichle
vöern gsichte
und plearcht
a kloas weibe
knielt züehn
und peetet
an oltore
a kerchzle
drlichet
is weibe
schloofet inn ...

*(eine kleine kapelle
hinter den bäumen
ein weiblein
knielt hin
kopftuch
vor dem gesicht
und weint
ein kleines weiblein
knielt hin
und betet
am altar
ein kerzlein
erlöscht
ein weiblein
schläft ein)*

Sie schmeißen mit Schmarren aus rußigen Pfannen. Frauen aller Altersgruppen werden genötigt. Eine flotte Tanzmusik spielt dazu. Der Herr Pfarrer wünscht allen Gästen erholsame Urlaubstage. Das alte Weiblein, die Großmutter des Mädchens im Hotel, das Weiblein, das in der kleinen Kapelle kniet, denkt an ihr Enkerl.

Auf den Knien geschaukelt. Mit ihr zusammen gebetet. Heiliger Schutzengel mein, laß mich dir empfohlen sein. Dann wurde sie ins Hotel ihres lieblichen Onkels geschleppt.

olle genondr
gean zegrunte
wennse
numma keemen
wenn
mindar keemen
wenn
in kloan koppelan
an kreize
dr herrgött
vrfault
is leschte
olte weibe
doss gebeetet holt
gschtarbm ischt
olle gean zegrunte

*(alle zusammen
gehen zugrunde
wenn sie nicht mehr
kommen wenn we-
niger kommen wenn
in der kleinen kapelle
am kreuz
der herrgott
verfault
das letzte alte weib-
lein, das gebetet hat
gestorben ist
alle gehen zugrunde)*

Es kamen wirklich zwei Saisonen mit einem beträchtlichen Rückgang an Nächtigungen. Zuerst wurden die halbwüchsigen Töchter der kleinen Bauern entlassen. Der Onkel hatte sie nicht in der Sozialversicherung. Der heilige Schutzengel hatte es nicht verhindern können, daß sie vom Sohn des Hoteliers, der ihr Onkel war, entjungfort werden mußte. Das war so, das kam öfter vor. Man kann doch nicht die eigenen Mädchen den Fremden überlassen. Das erste Recht des Bodenständigen.

in schtolle
di schtiere
di lamplen
in paarnen
in hötellrn
di nöet
olle kreizr
drschloogn
is maadle
ischt schwongr
in schtolle
is riewig
olle schaaflen
und kie
sein vrkööft

*(im stall
die stiere und die
lämmer in den barren
in den hotels
die not
alle kreuze
zerschlagen
das mädchen
ist schwanger
im stall
ist es ruhig
alle schafe
und kühe
sind verkauft)*

Der kleine Bauer war komplett in der Schuld des Hoteliers, der gleichzeitig eine der größten Landwirtschaften im Tale betrieb. Nach der Tochter mußte er ihm die Kühe überlassen. Nach den Kühen mußte er dem Sohn des Hoteliers seine Tochter überlassen. Dann kamen die Schweine und Schafe dran. Alle wurden geschlachtet. Der kleine Bauer wurde ebenfalls geschlachtet. Sein Vieh war ihm alles in der Welt. Sein Weib war ihm schon lange gestorben. Wenn er wenigstens seine Tochter behalten hätte.

Der Herr Pfarrer wünschte am kommenden Sonntag in der Messe vor der Predigt allen neu hinzugekommenen Gästen einen schönen, erholsamen Urlaub. Am Sonntag waren viele Gäste abgereist. An Wochenenden gab es immer großen Wechsel. Mit jeder Saison wurde das Personal gewechselt. Die Inhaber der Hotels, der Fremdenheime, der Lifte, der taleigenen Autobus- und Taxigesellschaften änderten ihre religiöse Außenhaut. Sie gingen als fromme Christen regelmäßig in die Kirche und an Sonntagen sogar zur Heiligen Kommunion. In ihren Büros ließen sie Kruzi-

fixe anbringen, ihr Personal mußte um Fremde beten, vom Herrn Pfarrer ließen sie Messen in dieser Meinung lesen. Heiliger Schutzengel mein, laß mich dir empfohlen sein.

nitt in kloan koppelan
in dr gröcßn kirchen
mit ollan foonen
mit muusig und bier
an chööre di örgla
si hoombms vrlööbet
dr gonze gemeinderot
ban bischöfe seinse
sögoor gewecsn
si hoobms vrlööbet
olle zeitn in dr kirchen
mit ollan foonen und
ollan drumm und dronn
in earchtn sunntog
in juli ze feirn
daß olm genüeg
fremde keemen
daß olle fremdnpettn
daß olles völl ischt
asö hoobm sei gelööbet
feierlach fier ewige zeitn
fiern herrgött
sei nüicht ze tüire
hoobm se gseet

*(nicht in der kleinen
kapelle sondern in
der großen kirche
mit allen fahnen
mit musik und bier
am chor die orgel
sie haben es verlobt
der ganze gemeinde-
rat sogar beim bischof
sind sie gewesen
sie haben es verlobt
alle zeiten in der
kirche mit allen
fahnen und allem
drum und dran am
ersten sonntag im
juli zu feiern
daß immer genug
fremde kommen
daß alle fremdenbet-
ten daß alles voll ist
so haben sie es
gelobt
feierlich
für alle zeiten
für den herrgott
sei nichts zu teuer
haben sie gesagt)*

Das ist niedergeschrieben im Jahre des Friedens, als die Saison wieder anging und als dank des Gelöbnisses nur diese einzige Gemeinde einen mehr als zehnprozentigen Zuwachs der Fremdnächtigungen zu verzeichnen hatte und als die Tochter des Kleinbauern das vom Sohn ihres Onkels gezeugte Kind gebar, einen strammen vierundfünfzigzentimeterlangen und viereinhalbkiloschweren Sohn, dem sie keinen Namen mehr geben konnten, weil die Mutter das leibliche Kind ihres nahen Verwandten mit Rücksicht auf die im Dorf verpönte Blutschande in das kalte Wasser der Ache geworfen hatte.

außrn darfe
in wolde
a kloas kreizle
afan paamen
drwitrcht
vrgessn
a jungs weibats
a pöppele
drneebm
di ohe
drinndinnan
a weißes
kloas packle
schwimmt drvonn
drinndinnan
olles inngepocket . . .
olles genondr . . .

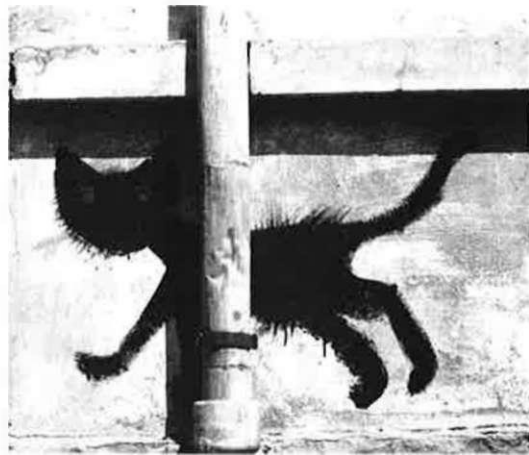
*(außerhalb des
dorfes im wald
ein kleines kreuz
auf einem baum
verwittert
vergessen
ein junges weib
ein kind
daneben
die ache - der fluß -
drinnen
ein weißes
kleines paket
schwimmt davon
darin ist alles
verpackt
alles zusammen . . .)*

Alles schwimmt davon. Ein Vaterunser würde nicht schaden. Sonst kommen wieder schlechte Saisonen. Amen.

KURT PIRCHER
KATZEN



Hier sieht man einen hochverdienten Landeskater, wie er katzbuckelt vor des Staates Administerater. Dahinter warten schon voll Ungeduld fünf Andere und strecken untertänigst ihre Ärsche in die Höh'. (Das Fauchen derer, die zum ... Handkuß nicht gekommen, hat Tage später in der Zeitung man vernommen.)



Allhier betätigt sich ein nimmermüder, schwarzer Kater als unsres Landes höchster Denkmalskonservater. Er überprüft hier eine Röhre auf dem nunmehr schönen Schloß Boymont, die, wie man sieht, der Bagger gnädig hat verschont. Die Mauern stehen wieder da in voller Stärke, welch ein Trost! Sonst war doch nichts? Auf in die Burgtaverne, prost!



Der Kater, der uns hier den Rücken zugekehrt, ist über (irgend-) eine Obrigkeit zutiefst empört. Weil wieder man mißachtet sein gesundes Volksempfinden, zeigt er uns seine Ansicht hier von hinten und hofft, daß künftig man nach dieser sich auch richtet! (Auf einen Kommentar wird hier verzichtet.)



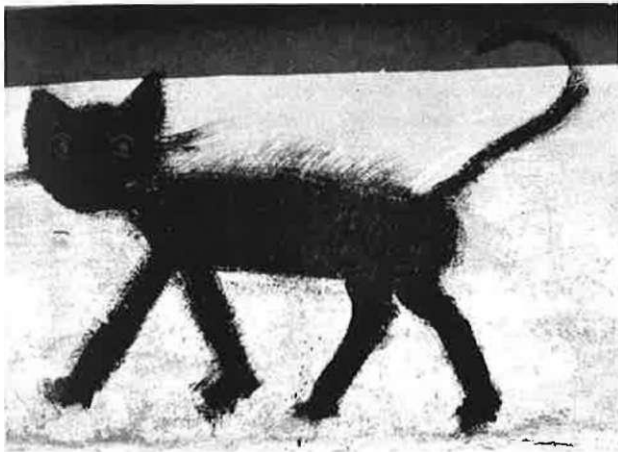
Der uns hier lächelnd anblickt ist ein Jubilater, hat 25 Jahre sich verdient gemacht ums Volkstheater. War meistens Dorfdepp, manchmal auch versoffner Knecht und machte sich als doofer Kurgast auch nicht schlecht. Jetzt kriegt er höchstpersönlich noch sein Ordensband, dann tritt auf kultureller Ebene er in den wohlverdienten Ruhestand.



Weil Nostalgie das Thema ist von dieser Nummer, sehen Sie hier einen Nostalgiker in seinem Kummer. Betrübt ist er, daß Recht und Ordnung nicht mehr walten und daß die schönen Zeiten nun vorbei, die alten, als Zucht und Ordnung herrschte, als es noch nicht krachte, als sich der Staat noch selber seine Morde machte.



Daß dieses Katerchen nach links marschiert ist nur casuell; das liebe Katzenvieh ist ganz gewiß nicht oppositionell, vielmehr ein braver Sproß der jungen Generation. Ein wenig mickrig wirkt das arme Vieh hier schon, doch läßt sich auch als kleines Tierchen was erreichen durch fleißiges und zielbewußtes, strammes Kreuchen.



Nun scheint – zwecks Objektivität – der Fall geboten mich vorzustellen hier als einer jener bösen, linken Roten, der da so tut, als könnte er kein Wasser trüben und den Tirolern alles nehmen will, was sie so lieben. Ein langhaariger Haschertyp mit schmutzlicher Fresse; na ja, Sie kennen das ja sicher aus der Tagespresse.

Den finstern Schleicher hier zur rechten Seite dieser Zeilen sieht man als – gerngeseh'nen – Gast in dieser Nummer weilen. Verzweifelt sucht er hier nach einer Linie, wie er uns verkündet. Wir hoffen, daß er sie sobald als möglich wieder findet, damit der vielbeschäftigte und vielgeplagte Mann sich wieder wichtigeren Themen widmen kann.



Die Katzenviecher, die auf diesen Seiten hier lustwandeln, tun keine südtiroler Häuserwand verschandeln. Man kann sie – sollte man sich dahin trauen – im Triestiner »Narrenhause« schauen.

P.S.: Die Verse hier, mein Herr, sind auch nur eine Narretei; erspar'n Sie uns – und Ihrer Galle – darum Ihre Wütereie. Die Bilder hat – ganz unverdrossen – WALTER PARIS aus Meran geschossen.

ERINNERUNG AN SISÁL

fast gibt es nichts, das nicht weiß wäre in sisál: die tage, yukatàns kalk, die zwei häuserreihen, einstöckig, darin weiß flatternde frauen barfuß im weißen sand. die straße hat sieben schenken und mündet in die brücke, dort legen die boote an. eine kirche, baracke mit zwei türmchen und – viel höher – der leuchtturm, das ist alles.

im morgengrauen männer mit motoren und segeln, mit ködereimer und angelkiste verschlafene jungen hinterher. je jünger die patrones, um so früher der aufbruch, sie peilen sterne an, wollen weit hinaus, es geht ums glück. die letzten sind die alten, ihr tag beginnt und endet mit der sonne, das genügt ihnen. glück hieß einst wagemut und breite männerschultern, doch das ist nicht mehr.

die boote lösen sich, und auch das letzte segel will bereitstehen, wann das meer die sonne entläßt, »cuando venga el sol«, als ob sie das nicht immer tat und es nicht immer sein würde. die männer heißen candido, florindo, porfirio, cruz... , yukateken nicht mexikaner, und ihre boote »lo que diòs me diò«, »jesus maria« und ähnlich, sie messen bis zu 24 fuß. nun gleiten sie lautlos und die männer schweigen, noch ungewisses birgt der tag...

bleibt dann von sisál nur vage mehr der leuchtturm über wasser, ist die landschaft draußen stählern geworden, kalt, und hundert boote verlieren sich, jedes in sein eigenes schicksal. der seegang wird stärker, und wer am abend in den schenken war, verwünscht die wellen, kommt nicht in den rhythmus, dies ist nicht sein element.

manchmal kommt ein gringo nach sisál und darf mit hinaus. ingenieur oder taucher, lehnt er bald schon elend an der bordwand, kein ingenieur und kein taucher mehr, dreißig meilen draußen in einer nußschale auf und ab, von den gewalten nur geduldet. dann sieht er die fischer mächtig, wann sie sich abwechselnd frei aufs äußerste vorschiff stellen und dort wie angeklebt und mit strategischer wichtigkeit den horizont nach leben absuchen. das viele gerede der landmenschen über die see wird dann dilettantisch, stuben- und fernwehhaft.

nach stunden fahrt wissen sie sich plötzlich angekommen, genau 15 armlängen tiefe, einer versenkt das tiefenlot, zur bestätigung nur wie nach einer wette. die spannung bricht jäh und die einsamen gedanken. landfreuden, sorgen, weib und kind, das alles rückt weit weg, die männer denken meeresboden und fische, es kann losgehen; tripulantes und beiboote von bord, segel und masten ab, steuerruder und anker aus, die guten stunden sind gezählt.

jeder nun allein auf seiner rinde, kraft und erfahrung: galten bisher noch worte oder gesten, wann sie zurück sein werden, zählen nur noch fische, stück und größe, das messer scharf, die haken spitz, man wirft nicht mit stumpfen eisen nach dem glück. trotzdem fangen sie nicht sieben auf einen streich, sondern einzeln, aus verschiedenen tiefen, je nach tages- und jahreszeit und immer anders: einmal dünne schnur und kleiner haken mit sardine; für haie importierte leine, köder lebend, ermüdungstaktik, seil einholen wann sie wenden, dann knüppel und messer. andere an der oberfläche mit federgetarntem haken, fahrend. polypen im september, diese klammern ihren ganzen hunger um den köder, der sie in den tod hochzieht. das ist alles und ist einfach, kein durchdringungsvorteil wie zwischen menschen, nur ein kleines kaltes wissen darum, daß fische nicht denken, nur sehen, spüren, riechen, hunger haben oder nicht und – daß sie leben wollen. doch fische wissen das ganz deutlich erst, wann sie ein haken im gaumen hochzieht. für fische ist der himmel unten und die hölle oben, sie wissen es erst, wann es zu spät ist.

liegt das boot gut über steinen, hält jeder gleichzeitig bis zu drei schnüre, zieht hastig dran wie ein melker, nur daß jener nach unten hebelt und träge in den eimer sieht; der wartet immer unterhalb. der fischer aber zieht nach oben, reißt der beute den haken aus dem gaumen, neue sardine dran, kein handgriff falsch, um ihn wieder nach der gleichen stelle zu schleudern, sie könnten davonschwimmen. zieht einer an schwerem fang, die art des fisches erkennt er gleich an seinen abwehrenden schlägen gegen das wasser, atmet er erst wieder, wann der fisch im bootsbauch liegt und im schatten vereinzelter, zuckender auflehnung seine hilflosigkeit eingesteht. besonders die großen sterben schwer, können nicht verstehen, sie sind am ende eine stumm nach himmeln schreiende große ohnmacht. die gemeinsamen tode werden plötzlich um so einsamer, endgültiger, je deutlicher sich des haufens hilflosigkeit zeigt. noch haben sie fischgestalt, doch allmählich weht ein geruch von pesos über ihren tod...

hört das fluidum über die leine auf, oder kommt gar nicht, lauert und zuckt der mann an der schnur, zieht ein, wechselt köder und rudernd position, das blei tastet wie ein stab den boden ab. sie nagen nur aus neugierde, haben keinen hunger. zwischen zögernder einsicht und neuen hoffnungen pendelnd behält er stets den horizont im auge: abgetakelte boote sieht man schwerlich, doch wann das erste segel wie eine mücke schräg auf dem wasser steht, ist die rückkehr kurz entschieden. nur die alten haben noch zeit. mittags dreht der wind landein, die sonne richtungslos. die männer haben weder kompaß noch fernglas oder uhr, aber sie finden zurück. selten verirrt sich einer draußen, der wartet dann den heimwind des nächsten tages ab und in der nacht erscheint ihm die meerjungfrau, ungeheuerlich und doch mit schönen brüsten.



Foto: Paul Preims

FRANZ WOETH DER AUSWANDERER

heimwärts wird erst gegessen, die tripulantes erzählen von den abgekommenen großen fängen, mädchen und landplänen, oder die geschichte vom jungen santos, der ein jahr in new york gewesen war und als er zurückkam »rauchte« und mit dem netz ausfuhr, mit gewalt, wie sie sagen. von new york wissen sie nichts, höchstens kalifornien ist noch vorstellbar, wo die gringos in der sonne braten und es mehr fisch gibt als hier. einmal wollte santos zur geheimnisvollen insel perez und kam nicht mehr zurück. das war im oktober, als wegen der aufgekommenen nordwinde sonst niemand ausfuhr. sisàls fischer kämpfen nicht gegen wetter, wind und meer, sie flüchten davor, wie alle anderen seeleute auch.

* * *

nachmittags am strand, der wind fährt durch ihre weiten weißen kleider hoch, warten die immer schwangeren frauen, schwanger oder dick vom mais, wann draußen die ersten weißen punkte sichtbar werden. nach einer halben stunde legen die boote an. die weiber streifen zunächst vom ersten bis zum letzten, werfen wohlwollende oder geringschätzende blicke hinein, und so erwartet die fischer nach waghalsiger fahrt das tägliche feilschen um die preise. sie nehmen es gelassen, das meer macht männer überlegen. in sisàl wird bar bezahlt, das ist fischerart. sie säen und jäten nicht wie der bauer, sie ernten nur und sind nicht gewohnt zu warten.

* * *

abends bleiben noch die geier am strand zurück, schwarz gierig und immer feige zur seite hüpfend. dann taucht die sonne wieder in das meer, rot und groß, daß man sie zwischen hören möchte.

am tag meiner abreise stehe ich morgens an der brücke, wie das in sisàl alle tun, die ankommen oder wegmüssen, und es ist montag. die männer kommen zögernd, aber vollzählig, hoffend und um sich zu vergewissern, daß heute keiner ausfahre – und das tun sie nie –, um dann zufrieden wieder ihre räusche in die betten zu tragen. einige tripulantes aber, jene mit den roten nasen und feuchten augen, sonst meist krank, fahren vielbedeutend hinaus und klagen über ihre nichtswerten patrones.

* * *

ich denke an santos, der hier durch viele weiterleben mag, naïv, jung, edel und mandeläugig, gewölbte brust, stierhafter nacken, zum glück und leid der verliebten mädchen, die so rein sind, daß sie sich ihnen offen anbieten. santos, der in der ferne hilflos in eine neue ordnung geraten war, eine verfängliche, äußerliche, scheinbare, die ihre arme auch bald nach sisàl ausstrecken würde, um ihm alles schicksalhafte abzunehmen, hemingway taucht auf, er hat im nahen habana solche schicksale ausgekostet und besser erzählt als ich es könnte. dort leben die gleichen fischer wie in sisàl.

dann zieht ein esel mein abschiedsschweres gepäck die leere sandstraße hinunter.

Valencia, am 15.9.-74

Herrn Luis Trenker.

Erstaunt, von Venezuela, ja sie haben sich ja einen Ruf erkaempft. Von wem: Ich bin Suedtiroler, Franz Woeth, Kalterer geb. 1898. 1907 starb vater, von Tante Anna erzogen, Im 6ten Schuljahr bekam ich als Preis »Stipendium fuer gratisstudien von der Regierung« die tante sagt nein, du wirst mein Erbe also bauer. Im Krieg Kaiserjaeger beim Sturmbatalhon, zuletzt gefangen, naechsten Juni daheim. 1922, nach Argentinien, wurde dort nicht aczeptiert, so arbeitete ich in Montevideo anderthalb jahr. Dann mit kleinen Dampfer nach MANAUS. ging mit einen Trupp Indianer hinauf nach Madeira, auf Kautschucksuche. Aber wer so weit drinnen ist, kommt nicht mehr leicht zurueck, und als mier das gelungen war, waren 4 jahr verflossen. Sr. SADOCK (jude) suchte Leute nach ganz oben im Rio Jamary, ich bekam einen Vorschuß. Der Jude war anstaendig, aber ich sprach immer nur noch spanisch, also wieder im Wald. ein jahr im Kautschuck und da die Gegend auch gummibaeme, noch ein Jahr als Gummizapfer. Ich war auch in Para, ging dann mit kleinen Dampfer den Tapajoz hinauf, arbeitete zeitlang in FORDLANDIA, ging dann wieder zurueck, hinauf in den Rio Maues, fand zwei triestiner, welche mier geraten zu bleiben, dieser Guaranà hat eine gute Zukunft. aber ich wurde von einem Inseckt in den Fuss gestochen musste zurueck nach MANAUS ins spital. wieder auf der Strasse ohne geld. Fand arbeit am bau von hauser, fuer Leprakranke, an der Muendung in den Amazonas. Mein fuss schwoll an ich hielt das nicht aus, dann bekam ich leichte arbeit beim circus, betreute einen Baeren und einen Loeben. In Bahia hat mich ein CABOCLO curiert, welch erloesung, wieder Arbeitsfaehig. ging nach RECIFFE, kam ins Gefaengnis, der konsul befreit mich, nun hatte ich beim circus genug Zeit die Landessprache zu erlernen. fand ein anoce in »Est, de San Poulo« Ital. Konsulat sucht Franz Woeth. ein brief von Tante Anna: komme bald, ich kann den Besitz nicht mehr



*Vier Jahre nach dem Ersten Weltkrieg beschloß der ehemalige Kaiserjäger des Sturm-
battalions der II. Armee, Franz Woeth, sein Glück in der Fremde zu versuchen. Weil die Aus-
reisebewilligungen nach Nordamerika schon für drei Jahre ausgebucht waren, nahm Franz
Woeth mit Südamerika vorlieb.*

*In einem Brief an den lieben »Landsmann und Freund Toni« vom Jahre 1973 faßt der Aus-
wanderer sein abenteuerliches Leben zusammen: »46 Jahr Brasil, davon 41 Mato Grosso;
7 Jahr in den Flüssen von Norden, 13 Jahr umgegend von Cuiabá, 21 von Cuiabá bis süd-
spitze grenze von Paraguay, so sind mir nur 3 Staaten gaenzlich unbekannt – Minas
Geraes-Goias-Piauy.« Franz Woeth beschließt sein Schreiben mit folgender Überzeugung:
»nun wage ich die behauptung: Ich kenne BRASIL BESSER ALS IRGEND EIN BRASILEIRO.
man koentte mich den groesenwahn wegen meiner behauptung bezichtigen, aber Ich waere
bereit mit dem zu konfrontieren, welcher mehr gesehen, speziell von Mato Grosso.«*

*Das Interessanteste an diesem Exiltiroler, der lieber »als studierter« im Lande geblieben
wäre, ist, daß er auf über sechzig eng mit Maschine geschriebenen Seiten einen lücken-
losen Bericht über sein Leben, seine Erfahrungen und Abenteuer aufgesetzt hat. Die Be-
richterstattung ist objektiv und ohne psychologisierende Hintergedanken, doch ist immer
wieder die »sehnsucht nach der verlorenen heimat« zu spüren. Den Aufzeichnungen, die
uns der Zufall in die Hände spielte, entnehmen wir einen Brief an »den beruehmten kuenst-
ler luis trenker«, der diese Zeilen sicher nie gelesen hat. Vielleicht holt er das hier nach.*

betreuen. der Konsul beschafft Schiffspapiere u. mit franz. Dampfer nach drueben, die Tante wollte nicht mit der Wahrheit heraus, aber bald wußte ich, der Pfarrer hat mein langes Schweigen benuetzt, nach ihrem Tod gehoert alles der Kirche . . . Ich auf der Bitte eines Bekannten, einige mal kleinen Bericht aus meinen Leben im amazonischen Urwald in der BRASIL POST gegeben, war aber schon auf der Reise hierher, und die gaben mir den Rath ein Buch zu schreiben. Aber ich bin nur ein Bauer. Ja wenn ich ein Schriftsteller waere, koentte schon viel herauskommen, denn nun kenne ich ganz Suedamerika ,biss zum Andengebirge. Also das wird wohl nur eine erzaehlung, die wichtigsten waehrend 51 Jahr in verschiedenen Laendern von Suedamerica. Was mich noch am meisten anspricht war ein Buch, FERAS DO PANTANAL. es ist schon lange ausverkauft. Es handelt sich von der Fazenda ALEGRE, WO der heute beruehmte SAJA SIEMEL mit meinen Schwiegervater die Tiegerjagt gelernt, mein weib ist NENA eine halbindio. Es war 1935 als auf seine Einladung Präsidentensohn Colonel ROSEWELT EINEN monat mit ihm gejagt, wo auch gefilmt wurde. Drei Jahre danach kam ich nach Alegre, blieb biss der Riesenbesitz der Regierung weggenommen wurde, 1938 biss 1948.

Natuerlich habe ich kein Tagebuch, versuche aber meine groessten ereignisse kurz zu fassen. Auch BOLIVIEN habe ich in guter Erinnerung. AMAZONAS das war wol schwierig fuer einen Auslaender, wo der abschaum der weissen regierte, Die waren schlimmer als die Indios. Denn wo der Winchester regiert, hatten die sich zurueckgezogen. Also es sind das ganz wenig bekannte Gegenden, wo sich kein Reporter verirrt.

Noch eins: Ich habe die meiste Zeit im Innern zugebracht, nicht nur die Weiterbildung vernachlaessigt. Kam nach AMAZONAS = gruene saemt, sondern selbst meines Landessprache ganz vernachlaessigt. Kam nach AMAZONAS

= gruene hoelle, konnte nur spanisch, aber ich ging mit Peruaner in den Wald, so war mir diese Sprache nuetzlich

Aber auch spaeter bei der Engl. Komanie, sah ich nie einen Deutschen. Dann spaeter auf der Regierungskolonie in DORADOS, 20 Jahre selten ein Deutsches Wort. Als ich in 70 hierher kam, konnte mich schlecht und recht im Deutsch verstaendigen, Tirolerdialekt ueberhaupt nicht.

Doch mein Freund Toni Praxmaier ermunterte mich, sagt; ein Tiroler Abenteurer ist selten, soll das Buch schreiben; aber die Verlangten 5.000 Stueck vorschuss, aber ich bin Arm, wenn ich verlangten 75.000 Mark haette waere mir und meinen Soehnen geholfen, kaemen schon forwaerts in Brasilien, Ich komme nicht als Schriftsteller aber als Tiroler, sie koennten ihren Einfluss bei einem Autor, wenn das in Brasilien gern gelesen warum nicht bei meinen Landsleuten.

wenn das moeglich ware, so koentte ich vielleicht nochmal die Tiroler Berge sehen. also setze die letzte Hoffnung zu Ihnen und halte den Daumen. nun bin ich 76 Jahr, habe oft fuer alle den DUMMEN gespielt. wie lange braucht so ein bauernschaedel ein brauchbarer Auswanderer zu werden

Hochachtungsvoll ihr Lansmann

nachsatz; noch eins; meine Soehne gehn Nach Teritorio RONDONIA, vielleicht komme ich nochmal in die Urwaelder, denn die Regierung will dort siedln, jede Familie kriegt 100 Hektar Urwald. Mein schwiegershnh war dort, sagt; das ist der beste Boden, den man sich denken kann.

Franz Woeth

Volkmar Hauser

REISEBERICHT AN MIAMORA

Gestern ging ich auf Rückreise, Miamora. Im Zimmer meiner Tochter. Kleine Angst, mit Trotz und Postern aus Bravo gepanzert. Du kennst die fremde Schwester besser als ich, Miamora.

Die letzten Heuler: Cindy & Bert, Udo Jürgens, und ein gewisser Chris. Die Mireille Mathieu auf Deutsch. Am Boden der Traumwerkstatt meine zerschrammte Clique: Benny Goodman, Dave Brubeck, Ray Conniff, und Juliette. Gestern trieb es Schauer von Rot durch die Wälder zwischen Aldrans und Igls. Mister Goodman führte mit Klarinettengestöber die Kinder um den Grünwalder Hof. In Heiligwasser sprühte das Schlagzeug Kaskaden, Miamora.

Damals war Swing. Sie sagte, sie sei fünfzehneinhalb. Wer glaubt, wird selig. Unsere Angst war grau-blau, doch der Schutzengel kam, Gott segne die Firma Benger: Über Laufmaschinen haben wir das Spiel zu Tode gelacht.

Gestern vor zwanzig Jahren landete ich an der Küste Troias. Commander Hemingway, US-Zerstörer Mycenae. Glenn Millers Batterien schossen eine bronzene Schneise aus der Brandung zu den Mauern von Ilion. Da verlor ich gegen Fausto d'Amati, von Sempre Avanti Cremona, im Welter.

Gestern verwischte ich in den Vorbergen die Spur meines Pferdes. Hinter Patsch kam ich auf die purpurnen Mesas, auf denen Kandelaber, Flöten und die Gitarren von Cordoba stehen. Drei Häuptlinge im Bild August Mackes ritten nach Sunset. Sie rezipierten mich in den Bund der Hundekrieger, der heimatlosen Konservativen. »I' would to see Audry Hepburn come walking through the woods«, sagte ich zu ihnen.

Unter schwarzen Korallen ritt ich durch den Hain der amerikanischen Nymphen. Kind-Mütter, nie defloriertes Platin. Sie besangen den American Dream. Ich schneuzte Tränen in mein Halstuch. Wir hatten simultan geträumt: europäisch, amerikanisch, homerisch.

What the world needs now is love – The impossible dream – Ein Mann und eine Frau. Blablabla. Ich ritt zum Sternbild der Großen Katze, zu Juliette Gréco. Parlez moi d'amour – L'ame des poetes – La fête est finie.

Ich lehnte an der Flanke der Nacht und trank die Sterne. Amo – mors – la mora. Ich suche die Falle, die süße, kalte Stille, das kleine Sterben, Miamora.

Gestern stand ich in einem leeren Weizenfeld, zwischen zwei Sonntagen. Ich tat mein Herz auf, und das Hermelin schlüpfte hinein. Niemand hat es gemerkt, niemand in dreißig Jahren, Miamora. Ich kam von den Mesas in die Canyons von Gschnitz, nach der Karte des Wolkensteiners. Ich ritt den Trail der rätischen Banditen. Wanted – Tiberius Imperator. Niemand folgt mir dort, wenn ich nicht will, in die Stadt aus bleichen Lichtern und schwarz hallenden Arkaden.

Du standest auf der Plaza, sichernd. Kleine Hirschkuh, mit riesigen Augen, von blinden Nachtigallen umweht, im schwarzen Springbrunnen deines Haars. Zwischen Säulen, unter der Leuchtspur. It was Brubeck Time, Miamora. Bleib in deinem Traum.

zugeeignet Tomas Flora

EINE ALTE FRAU

flink & fast gelenkig löste sie sich aus dem schlaf schob dreimal hastig den sessel zurecht ertastete die brille putzte sie mit jenem schurzzipfel der auch zum schneuzen diente. trippelte dem küchenkasten zu wobei ihr aus versehen die katze zwischen die füße geriet was nichts weiter tat auch wenn das getretene tier schrie & flüchtete. sie drehte den kastenschlüssel kramte bei den dosen & gläsern zählte immer wieder weil sie bei 17 die summe vergaß. als es endlich gelungen war schloß sie ab rückte den sessel in einen staubigen sonnenstrahl nickte ein & ein speichelfaden band ihr kopf & brust.



Versteinerung
Relief im Dom zu Speyer

EIN ALTER MANN

langsam erhob er sich vom stuhl. die katze umstrich seine zittrigen beine. mühselig tappte er dem tisch zu an dem er sich festhielt & den rand abzugehen versuchte wobei die vier ecken kaum zu umrunden waren. als er zu schnaufen an fing & der schweiß rann kehrte er von seinem ausflug zurück & schlief ein. eine weile bis sich seine atemzüge gelegt hatten wartete die katze & sprang auf seinen schoß wo sie sich ringelte & in den takt seines bauches einstimmte. ein speichelfaden band ihm kopf & brust.

Texte
Norbert C. Kaser

LAGÄR

GESCHICHTEN AUS DEM VINSCHGAU

Der in Berlin lebende Südtiroler Schriftsteller Franz Tumlér wird am 16. Januar 65 Jahre alt.

Im Herbst des Jahres 1972 machte ich mit meinem Vetter aus Laas im Vinschgau einen Weg zu dem Hof Lagár, von dem wir herkommen, und der kein Hof mehr ist, sondern eine Ruine, abgebrannt und nicht mehr aufgebaut, weil die Wasserversorgung schlecht war; als wir dann oben waren, konnten wir es sehen: ein gutes Stück weg vom Haus ein Felsspalt, aus dem es tropfte; darunter Moos und ein tellergroßer Kiesboden gefüllt: das Wasser durchsichtig wie Luft, dann Ablauf in die Wiese; im Felsspalt ausgebleichte Stücke abgebrochener Holzröhren – das war wahrscheinlich alles, sagte der Vetter, *von da haben sie geholt.*

Die Ruine von Lagár ist vom Tal, von Straße und Orten auf dem Talboden im Vinschgau, zu sehen; sie liegt auf dem »Sonnenberg«, der nördlichen Talseite, die gegen den Lauf der Sonne von Osten über Mittag-Süd bis Untergang-Westen offen ist. Dieser »Sonnenberg« ist eine mittlere Lage oberhalb des ersten steilen und meist felsigen Anstiegs des Berghanges, sie kommt als eine Stufe geringeren Anstieges und an manchen Stellen sogar mit fast ebenen Böden, oben wird sie begrenzt durch einen Strich, über dem wieder gebirgiger Anstieg ist: Fels und Wald, der Wald schon schütter, denn hier ist bald die Baumgrenze erreicht: Lagár ist auf 1560 m; die Orte und Hofstätten, über die wir hingehen auf dieser Stufe am Sonnenberg, liegen noch höher: St. Martin auf 1736 m, der Hof Fora auf 1689 m.

Ich lese diese Ziffern von dem Kartenblatt »Laceslatsch« und »Silandro-Schlanders« des »Istituto Geografico Militare«, und ich könnte das nun folgende, nötig zu erklärende, leichter auf diesen Kartenblättern zeigen, als es in Sätzen zu notieren. Zwei Sätze sind nötig: der Name »Sonnenberg« geht auf der ganzen nördlichen Seite des Vinschgaues von Meran bis Mals fast ohne Unterbrechung durch. Er hat seine Unterabteilungen von den Orten im Tal über denen er liegt als der »Schlanderser Sonnenberg«, »Kortscher Sonnenberg«; oberhalb Laas heißt er »Dörferberg«. Das wäre der zweite Satz: dort sind Dörfer (sie heißen Tanaas und Allitz); weiter unten nur Höfe oder Hofgruppen; der Sonnenberg könnte als eine der für Südtirol so bezeichnenden Mittelgebirgslandschaften gelten, fehlte es ihm nicht an Ausdehnung, da er für Strecken einfach nur ein Stück Hang ist, und fehlte es ihm vor allem nicht an Wasser; das ist sein Hauptmangel, und er ist sofort auch aus dem Kartenblatt zu erkennen: viele Namen, auch solche mit der Verbindung »haus« und »platz« – aber daneben statt des schwarzen Vierecks, das ein Haus darstellt, ein Viereck dünner Punkte, das »Nicht-mehr-Haus« oder Ruine bedeutet, oder auch die Abkürzung »rov.« neben dem Namen.

Das Jahr, in dem Lagár abgebrannt und Ruine geworden ist, habe ich genau nicht im Gedächtnis; nach meiner Erinnerung an einen Aufsatz in einem alten Heft der Zeitschrift *Der Schlern*, Bozen, war es in einem Jahr knapp vor dem Ersten Weltkrieg. Dagegen kann ich einen Spruch auswendig, der sich auf das Ereignis bezieht, er ist im Vinschgau überall überliefert, er heißt:

*Auf Zuckbichl und Lagár
ist der Schmalzkübl laar,
auf Patsch und Mittreben
wird er nicht mehr lange heben*

– und dieser Spruch deutet an, daß das Abbrennen wahrscheinlich nur ein Umstand mehr war, den Hof zu verlassen; daß die eigentliche Aufforderung ihn aufzugeben eine allgemeine Not war; und in Gestalt dieser wirklichen Aufforderung von Not des Wassers und daher Unmöglichkeit den Betrieb zu halten – sonst wären in dem Spruch nicht gleich ein paar andere Höfe mitgezählt. Die Wirklichkeit hat die Wahrsage des Spruches längst eingeholt: auch Patsch ist verlassen, es war auf unserem Weg über Lagár die dann übernächste Station: auch Ruine, ausgenommen eine Mauerecke zwischen den Hauptmauern, sie war notdürftig überdacht als Unterkunft für den Schäfer in der Weidezeit des Sommers. Sehe ich auf die Karte, so stehen dort als Ruinen die Namen von Anwesen, die in den Erzählungen meiner alten Tante in Laas, neunzig Jahre alt, noch als Betriebe im Rang von Hauptsitzen vorkommen, so der Hof Zermini oberhalb Schlanders, Seehöhe 1690 m; dahin waren diese Tante und ihre Schwester als junge Mädchen in ihre erste Dienststelle zum Hüten und zur Landarbeit gekommen; die Schwester war schon nach einer Nacht wieder heimlich davon, die Tante hatte einen Sommer lang ausgehalten – oder war es umgekehrt; die Geschichte wird heute von den Cousinen erzählt, sie geben die Möglichkeit einer Verwechslung zu; die Tante selber erzählt nicht von der Zeit. Sie erzählte von ihrem Vater, der ins Tal kam nach Schlanders, Kortsch und Laas; von seinem Beruf, seiner Art zu leben; das ist eine private Geschichte, sie gehört nicht hierher in diese Nennung von Orten. Aber Lagár gehört hierher, dort war er geboren: Vater, das heißt meines Vaters Vater, der als einer der Söhne schon im Tal, in Schlanders, geboren wurde; und auch der Hof Zermini spielt eine gewisse Rolle in dem Leben dieses ersten Mannes, der vom Sonnenberg herunter ins Tal kam. Diese Rolle bleibt unbesprochen, aber etwas, das ich nicht mehr weiß, muß ich als Kind von ihr gehört haben, sonst hätte ich diesen Schleier von Bedeutung nicht im Kopf. Jetzt muß mir der Schleier auf der Landkarte genügen: ein Feld von Schraffierung, Pünktchen, engem Parallelstrich und Verdickung wie zu Nageleindrücken, Halbmonden, das sind dann Absätze von bloßem Fels; und es zieht sich aus weitem Kreis zusammen, der Kreis unten ist der ganze »Sonnenberg oberhalb Schlanders« mit allen Namen: Zermini, Patsch, Zuckbichl, Lagár, Fora, St. Martin; und der Punkt, zu dem es sich in die Höhe zieht, ist die Spitze, Dreieckszeichen, der Berg, und er heißt eben so: Zermini, 3059 m.

Unten überall die Ruinenzeichen: Zermini und die schon angeführten, und weiter Talatsch, Par-datsch, Patleid.

Jetzt gehe ich den Weg durch die Namen. Zu dem ersten: St. Martin, fahren wir mit der Seilbahn; und vom Vetter werde ich, wie immer auf solchen Reisen, aufmerksam gemacht auf unscheinbare Dinge – ich würde sie nicht beachtet haben. Hier: mit der Seilbahngondel sind Kisten mit frischem Salat von St. Martin heruntergekommen – jetzt im Oktober, ist dort oben bei Sonnenstrahlung und nicht mehr purer Hitze, dafür beste Zeit; und der Preis, der in Meran erzielt wird, ist gut. Aber eine Bedingung dazu: Seilbahn – die ist nötig. Eine andere Bedeutung hat ein ähnlich großes Anwesen, das auf dem Sonnenberg direkt über Schlanders liegt; der Besitzer ist Schweizer. Der Vetter sagt: ein Schweizer Rüstungsfabrikant, aber seine Familie wohnt auch oben und hält die Wirtschaft in Schuß – aber Zuschuß, das ist hier die Bedingung, so floriert es. Wohin wir gehen floriert nichts mehr. Über einen Rücksprung des Hanges im Schatten kommen wir wieder heraus auf einen Vorsprung; und davon hat der Platz auch den Namen: Fora, so heißt das Haus, und es sieht aus, als habe es sich immer geteilt: drei Häuser hintereinandergeschachtelt auf dem Vorsprung. Ausdehnung in die Breite ist nicht möglich, denn links und rechts schwemmt das Wasser die Bergflanken ab, es unterbricht auch den Weg, der hier »Kirchsteig« heißt wegen der Kapelle in St. Martin, dahin die Leute aus Fora am Sonntag gehen. Sie gehen nicht wie Wanderer, sondern im dunklen Anzug, auch wenn sie sich an der Stelle, wo der Weg in die Tiefe gespült ist, am Seil festhalten müssen. Es sind fünf Familien in den drei Häusern, sie haben Verwandtschaft im Tal, der Vetter kennt sie. Aber warum bleiben die Leute in Fora, wo ihnen das Wasser die halbe Wiese wegschwemmt. Weil sie Wasser haben, das ist eine Hauptsache für Bleiben. Aber wie können sie bleiben bei kaum Ertrag. Weil von drei Familien vier Männer ins Tal in die Arbeit gehen: zwei ins Lagerhaus, ei-

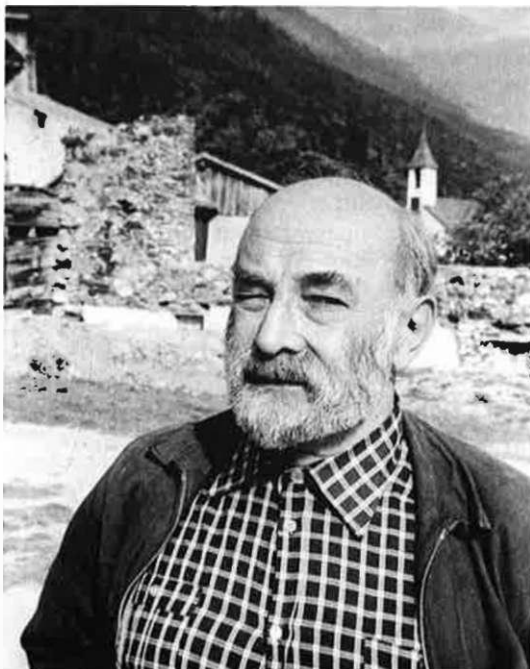
ner in einen Betrieb der Türbeschläge herstellt, einer ist bei einer Tankstelle.

Wir sind in Lagár, da mache ich eine Zeichnung. Die Mauern einen Meter dick; alles, was Holz war, weg; aber alles, was Stein war, wie von gestern fest. Der Vetter kann alle Räume benennen: Kammer, Stube, Küche, hier war die Feuerstelle, die Steine sind schwarz; da sind Stufen, das war der Abgang zum Stall; und dort draußen die Auffahrt zur Tenne, das ist das einzige Stück eingebrochener Mauer. Ich sage mir: hier muß ich mir möglichst viel merken. So bleiben wir ganz nüchtern wie bei einem Geschäft, bei dem alles beachtet werden muß, auch die Lage – ja, die Lage ist günstig, es läßt sich an der Wirklichkeit ablesen wie aus einer Vereinfachung von Bild aus der Landkarte: der Fächer Wiese nach unten, auch hier sind Terrassen aus Stein; und als oberste Terrasse das Haus, so sieht es aus; und dahinter der Anstieg des Berges. Aber es ist ein kompakter Anstieg, aufgewölbt wie eine Kuppel, und gewachsener Fels, kein lockerer Stein, der abbricht; dann Waldbäume, da käme auch eine Lawine nicht durch. Die Spitzen der Waldbäume, Lärchen, Bergföhren, sind am Horizont oben. Wir sehen hinauf und richten uns zum Gehen. Wir sind fertig, haben alles aufgezeichnet, auch gegessen, wir packen ein.

Da geschieht etwas. Es kann nur bei solchem Einpacken und Nachsehen, ob nichts liegengeblieben ist, geschehen, bei keiner Zeit für Aufmerksamkeit oder Empfindung, sondern den Rucksack eingehakt, den verdrehten Riemen glatt gedreht, da sehe ich den Adler, der oben aus den Wipfeln hervorkreist, ich sehe ihn deutlich, weil er in einer Nähe kommt, als wäre es unser Dach über dem Haus; er kreist langsam über die Wiese und zurück in den Wald, er kommt ein zweites Mal, er kreist dreimal im ganzen; ich denke: hinaus und zurück, ich könnte denken: gegen die Sonne und zurück, aber denke es nicht. Ich sage: Da, ein Adler! Der Vetter sagt: Ja, der sucht etwas. – Er kommt kein viertes Mal, und so lange hätten wir auch nicht gewartet, bei einem vierten Mal wären wir schon beim Gehen gewesen, sind es, an der Felsspalte vorbei, »da haben sie Wasser geholt«. »Das war zuwenig. Sonst – sie hätten es nicht aufgeben müssen.« – Zwischen die Worte, wie wir sie sprechen, kommt die Erschütterung durch die Schritte, Steinkollern, Nadelduft. Der Vetter pflückt einen Zweig von einer Pflanze, es ist eine Art Königskerze, aber er sagt: es ist eine Begleitpflanze von Weizen: wo sie wächst – bis an die Stelle wächst auch Weizen. Und natürlich haben sie auch Weizen gebaut. Er weiß es von den anderen Orten auf dem Sonnenberg, da bauen sie überall Weizen, er wird garantiert und besser als im Tal.

Als wir unten sind und es Abend wird – ich denke, wie es abends jetzt oben ist. Als ich zwei Tage später unten auf der Straße fahre und hinaufsehe, kann ich es auch im Fahren sehen: als erstes den grauen Strich, dann darüber die Felskuppel, darunter den Fächer Wiese, dazwischen ist die Trennlinie und ein Stück davon der graue Strich: die Trennlinie – der Weg, der graue Strich – das Haus.

Franz Tumler in Allitz - dahinter der Vinschgauer Sonnenberg



DIE MUNDART WAR IMMER »IN«

Zur Situation der Dichtung in der bairischen Sprache.

Derartige Schlagworte wie »Mundart-Welle« und »Mundart ist in«, wie sie heutzutage nur allzu oft zu hören sind, kennzeichnen keineswegs die Situation der Mundart-Dichtung, weder im bairischen Sprachraum noch sonstwo in Europa. Dabei ist zunächst und vor allem anzumerken, daß das Wort »Mundart« begriffsmäßig allzu oft mit einem völlig falschen Zungenschlag verwendet wird. Was im deutschsprachigen Raum derzeit als »Mundart« gewertet wird, waren einst die ursprünglichen Sprachen wie das Bairische, das Fränkische und das Sächsische etwa, die weiter ihre Mundarten aufwiesen und entwickelten. Daran ist nicht nur wegen der sprachhistorischen Richtigkeit und Bedeutung zu erinnern, sondern auch wegen der Auswirkung auf Denken, Empfinden und Werten in der Gegenwart und ebenfalls in der Zukunft, und dabei ist auch hervorzuheben, daß es lange vor der sogenannten hochdeutschen Schriftsprache und Dichtung bereits eine Dichtung in der bairischen Sprache und ihrer Mundarten gab, um in unserem Sprachraum zu verbleiben.

Die bairische Dichtung hat so eine über tausendjährige Vergangenheit – eine Zeitspanne, die für das Schriftdeutsche halbiert werden muß. Die frühe »deutsche« Dichtung stammt überwiegend aus dem bairischen Sprachraum. Dabei möge hier nur ans Muspilli und ans Wessobrunner Gebet, an die *Carmina burana* und an Walther von der Vogelweide erinnert sein, an viele andere Minnesänger und an den Meier Helmbrecht.

Was heute als Mundartdichtung im Bairischen von der Donau bis zur Etsch und bis zum Neusiedler-See angesprochen wird, hat also seine Ursprünge und Vorgänger in der »deutschen« Hochliteratur des Mittelalters. Es führt im Bairischen ein gerader Weg durch mehr als tausend Jahre von den ersten schriftlichen Belegen über die Minnesänger und etwa über die Jesuitendramen und Volksbühnen zu Ludwig Thoma und Max Dingler und zu den heutigen Poeten in der heimischen Mundart. Das betrifft nicht nur die Sprache, sondern es geht ebenso die geistigen und die seelischen Untergründe in der Dichtung an.

Ein besonderer Pol in der Literatur in der bairischen Sprache war von jeher die heute in der übrigen Dichtung so plötzlich entdeckte und propagierte Gesellschafts- und Sozialkritik, hervorragend bereits ausgeprägt bei Walther von der Vogelweide und mit bleibenden Höhepunkten bei Ludwig Thoma bis zu den gegenwärtigen Poeten von München und Regensburg bis Wien und Südtirol.

Es spielt also nicht nur der sogenannte Zug der Zeit dabei eine Rolle, sondern gewiß auch die

bairische Eigenart »Immer gegen die gewappelte Obrigkeit«, wie es Ludwig Thoma einmal hervorgehoben hat.

Bei den geistigen Strömungen der Mundartdichtung in der bairischen Sprache in der Gegenwart sind u. a. entsprechend der historischen, der politischen Entwicklung weitere Untergründe unverkennbar. Zu nennen ist da vor allem das Zurückdrängen und das Wiederaufleben der bairischen Sprache, des bairischen Sprachbewußtseins. Hinzukommen die vermehrten Einflüsse aus Österreich, vor allem auch der Wiener Gruppe, wo die Eigenständigkeit viel mehr bewahrt werden konnte als im norddeutsch beherrschten Bayern des Deutschen Reiches der Hohenzollern und der Weimarer Republik. Zu nennen sind ferner das Einwirken der hochdeutschen Klassik und des hochdeutschen bzw. schriftdeutschen Realismus mit dem Zurückdrängen des Heimatlichen, des Volkstümlichen. Besonders wesentlich ist außerdem die Entwicklung vom reinen Bauernland zum weitgehenden Industriebereich mit der veränderten Gesellschafts- und Geisteslage der Bevölkerung sowie mit der weitgehend gewandelten seelischen Situation, mit den anderen soziologischen, gesellschafts- und tagespolitischen Auseinandersetzungen, die heute selbst in den letzten Winkel des bairischen Sprachraumes dringen. Das Wiederaufleben der bairischen Sprache, des bairischen Sprachbewußtseins in der Letztzeit und das neuerliche Erlblühen der Dichtung in der bairischen Sprache mit ihren Mundarten gerade auch beim Schaffen so vieler junger Autoren ist bei alledem sicherlich auch auf die letzte Entwicklung mit der Industrialisierung, auf die Verstädterung und Vermassung zurückzuführen. Einmal wird in der heimatlichen, in der urtümlichen bairischen Sprache – wie auch andernorts in ganz Europa beim Zurückgreifen auf die Heimat- und eigentlichen Volkssprachen – ein Antimedium gegen jedwede Art der Vermischung geschehen. Zum anderen greift gerade die schreibende Jugend die bairische Sprache als das geeignetste Äußerungs- und Verständigungsmittel auf, weil sie sich ans sogenannte kleine Volk und nicht an die geistige Elite mit ihrem Schaffen wenden will. Das sogenannte kleine Volk aber, das außerhalb der Bereiche des fachlich Beruflichen und der Tagesunterrichtung und bis auf gewisse Massenunterhaltung dem Schrifttum weitgehend abgeneigt gegenübersteht, ist nach offenkundig berechtigter Meinung der schreibenden, der dichtenden Jung-Autoren noch am ehesten über seine familiäre und heimliche Alltagssprache, über die Mundart bzw. über das Bairische anzusprechen. Dabei darf nicht übersehen werden, daß die bairische Dichtung der Gegenwart – wie früher auch schon – von vornherein weit mehr auf das gesprochene Wort über Vortrag und Vorlesung, über Funk und Fernsehen abgezielt ist als auf das Gedruckte- und Gelesene – zumal die Baiern nicht gerade zu den Lese-Völkern gehören mit ihrer Vorliebe u. a. zum Komödienspiel.

Für vorwiegend »konservierende« Leute mag es schwer sein, trotz allen modernen Bewußtseins

den Sprung zu den jungen Mundartschreibern zu verkraften. Die Jungautoren gehen nicht nur von liebgewordenen Klischees der (nicht einmal einst) »heilen Welt« ab, sie haben nicht mehr das mehr und mehr entschwundene Bauernland vor Augen bei ihrer Thematik und Ausdrucksweise oft in städtischen Jargons auch in der Mundart und in der bairischen Sprache, sondern sie lassen sich fast durchwegs darüberhinaus eine Schreibweise angelegen sein, die ebenfalls vom alt- und liebgewohnten, vom bequemen Brauch abweicht. Bewußt und meist unbewußt an frühere Jahrhunderte anknüpfend, mißachtet die Dichterjugend die duden-gemäße und »gesetzliche« Groß-Klein-Schreibung und die diktierte Satzzeichensetzung, ja, sie schreibt, wie sie spricht, rein ausgerichtet aufs Gehör, auf die Phonetik. »Dem Volk aufs Maul geschaut«, das gilt ihr auch für ihre »Rechtschreibung«. Daß sie dabei Barrieren errichtet, stört sie nicht. Ihre Niederschriften sind ja vorrangig fürs Vorlesen, Vortragen gedacht, in der Stube, im Saal, über Funk und Fernsehen, über die Platte und die Tonkassette. Und wem ihr Geschriebenes wert und wichtig ist, der scheut auch nicht die Mühe des Einlesens. Es ist nur zu billig, mit der Mahnung zu kommen, die jungen Autoren würden damit ihr Publikum einschränken. Sie wissen sowieso, daß sie es eh schon mit ihrem Bairisch tun. »Dann könnten wir gleich Englisch, Russisch oder gar Chinesisch schreiben, das sind die noch mehreren.« So mancher Altkluge ist daraufhin schon bedepfert von dannen gezogen. Und wer wert auf Werte legt, dem sollte auch eine anfangs übertaxierte Mühe beim Lesen wert sein.

Daß es bei immer mehr so der Fall ist, beweisen die steigenden Auflagenzahlen gerade auch der ernsthaften Jungautoren in Konkurrenz zu den alten schreibenden Gaudiburschen. Die vielen Lesungen und manche Schallplatte oder Tonkassette mögen dabei nachgeholfen haben. Aber es ist doch überraschend, daß es einige der Jungautoren bereits zu Neuauflagen gebracht haben, ohne bereits in aller literarischen Welt Munde zu sein wie die Wiener Gruppe. Manch erfolgswohnter Dichter in Schriftdeutsch erreicht solche Erfolge mit seiner Lyrik nicht wie etwa der »Höllteuffel« oder Josef Wittmann.

Wie wenig es sich für viele Jung-Autoren derzeit um eine Mundart-Welle handelt, geht auch daraus hervor, daß sie trotz ihrer Zweisprachigkeit nur in ihrer ursprünglichen Muttersprache schaffen. Bei ihrer Dichtung machen sie sprachlich einfach keine Ausnahme. Sie bereiten auch keinen »Absprung« vor, wenn es nach Meinung mancher Kritiker-Päpste einmal mit der Mundart-Welle vorbei sein sollte. Das gilt für sie nicht, da für sie die Mundart die lebendigste ihrer Sprachen ist, der sie auch Zukunftswert und Zukunftsbedeutung zusprechen. Sie halten es für bedeutungsvoll genug, in der bairischen Sprache ihr Leben und ihre Zeit zu fassen, mit aller Problematik für Gegenwart und Zukunft.

Friedl Brehm

HANNES SEUFFERTH

Brennsuppn

BRENNSUPPN

Du muascht amoil a oas va dia nui ruschtikaln Noubl Reschtaurant an germanen Stil eigia woun se heijnt bein ins herinn aufziachn, dia Herrn Wirt va daus. Aromat, Glutamat, Fondamat un oils nou gmacht an aran Automat. Aba auf da Kart steat »Alt Werdenfelser Brennsuppn«, da Nouma muass nou herhoiltn. A sou kouscht di brenna.

AUSSAGEN

Friara hat's an insertn Darf koan Varej, aba zwanzg Philosophn geijbn, wenn se scha nicht idagschriebn hobn.

Heijnt geijts an insertn Darf zwanzg Varej mit zwanzg Schriftführa woun schreibn auf »hau drei« aba koan oanzign Philosoph mehr.

INNTOILAUTOBOU (bei Nacht, Vollmond)

Krodaus, kreijda wia krodaus, durchaus krodaus ische ganga, di seil Strass, a d'Nocht ei. Krod hint dött hat oar passt, breits gluurt oils wia'r a Gendarm un hat si deichat t vastekcht. Gawasch ougschaug hat a mi, krod oilwe ougschaug krodaus, iba di krodaus Strass uma, bis l'n nimma seichn hou kimma. Na houn l Vuilgas geijbn un hou ma denkcht »Di fohr l a da Mitt vanand, Scheibn, damasche, geallacht, – orange, seil hint.

SCHODNGSPUIA (Schattenspiele, ich beobachte den eigenen Schatten von einer Brücke aus im Wasser).

Wurf'n oi iba's Glanda va da Bruck deijn Schodn, ei an Booch, z'weitagescht oi. Un boill en s'Wassa furt treijt, seil ause a d'Eibnat, oi as Meijr, na spersch ei deijs wouscht daleb hasch un ghoiltsch für Di. Un boills krodaus Zenti-meta oda a Meta war. Vazölls ja koan, weiln se Di sischt an Oart ui dian, wou da Schodn nimma auskimp, mein Lebba nimma!

MEI SUNTAGWAND

Va achte wegch a sauberes Kouchgwandle. Va zeichne wegch a gspröckhlts Kouchgwandle. Va elfe wegch a drekchads Kouchgwandle. Va zwölfe wegch a daschwitzd's Kouchgwandle. Va zwoa wegch a stinkchads Kouchgwandle. Va hoilwe drui wegch koa Kouchgwandle, do flakscht nakhad an Bett dinn. Un um fünfe fangs Gspuil wieda ou.

A DARF A DA GRENZ (Grenzdorf) Grainau liegt nur einige km von der Tiroler Grenze. Seit l a Büable bi woas l nicht andas oils wia'r a Grenz an etle Kilometa va insertn Darf . . . an Darf an da Grenz . . . a da amtlichn. Grenzn umadam, wouscht uischaugscht. A richtige Grenz, an eintrogne, mit Stoar un Founa un Beamte un Hund un ara Gass un Staatsvatrag un sischt ollahand Zuig. Un deichat koa gawasche Grenz . . . do wissat l scha andre, it a sou offizielle. Ischt deijs da Grund

dass hübsch oar it eihoiltn? Oar, woun eana Lebba nou nia noch sölle Grenzna gfrog hobn, nou nia a Grenz a insertn Darf kennt hobn, für dia wou inser Darf a grenznlos Darf gweijst ischt un oilwe mera sei werd. Grenznlos hobn se's ausgenutzt für eanan Profit, huiln eana Geijld ausa wou's krod geat und dian krod wosn se mign, grenznlos an Darf a da Grenz! Mi... san aufgewachsn, an aran Darf a de Grenz wou seine Grenzn gwisst hat un kennt hat! Mi kennt si a wiene aus mit ara Grenz, mit seiner Grenz un seine Grenzn hat's dalernt mit are z'leijbn un z'hausn. Aba für oilwe mehra ischt a grenznlos Darf. Mi feihrt schlecht, boill ma heijnt seine Grenzn kennt, an aran grenznlos woardna Darf a da Grenz!

REIJGN

I schaug an Reijgn zua a da kuilrabbnschwarz Finschtalen va da brüaten Nocht.
I schaug en zua wiar'a si Bladlan focht.
Va lauta Schaugn kimps iba'ra Weile mi an Sinn, dass a dia Schwörzn ei, a Lousa I krod bin.
Boill mi an glüahnen Stochl (Stahl = Herdplatte) dött, s'Schwitzwasser beissad rinnt a d'Ougn do hörscht koan Laut, seil kouscht ma gloubn.
Kou sei, mi sachs (sähe es)? Da Reijgn, schaug er mi zua?
Kou sei kou it, vielleicht dafrog l's a da ewgen Ruah?!

KULTURTRÄGER

A Kulturträger ischt bei ins a Persoun mit aran groassn Fou wou teiflisch vuil doubn steat, mit ara Trumml un an Trummschleigl, mit aran Gweijhr oda an gawaschn Gschaug wou a aufghockt hat voar a furt ischt dahoam.

TRÖSTLICH

A Quadaratmeta Grund a de beschn Lagn bein ins koschtad heijnt an etle hundat March. Auf aran etle Quadratzentimeta va deijn Grund stian Enchare Fouhnamaschn. Auf dia doubn hobs Enchare an etle Quadratmeta groassn Fouhna aufgehäng, nou amoil. Pifottern dian se krod boill da Wind geat, wia'r a jeds Huderwarch. Aba oas suillts wissn. Da költagescht un groasmachtagetsch Schodn va enchere Hudern dageijt it daß a s'Lachn un s'Singa un s'Springa un d'Freijd va insara Kinda zuadadekchad, ou boilln se si it amoil an Quadratzentimeta va deijn Land mehr koffn kinna woun eanane Vorfohra amoil gi deijn gmocht hobn wos heijnt isch. Ou boill koa Lüftle it geat, insare Kinda hobns s'Lachn nou it valernt un s'Hian hat ma oilwe scha kunnt a dia Tala! (Täler).
(Dies ist meine Antwort auf die Fahnenmasten mit den schwarz-rot-goldenen Fahnen in den Villen der Landfremden in unserem Land. Ich bin mit meinem Kind mit dem MOFA daran vorbeigefahren. Es brach mir fast das Herz. Die Vreni hat hinten im Korb nur gesungen und gejodelt, das war ihre Antwort!)

JOSEPH ZODERER

MITTAGS

Als hätte ich auf meinem Körper herumgetrampelt, hätte ihn getreten und gewalkt. Als hätte ich Violinsaiten aus dem Fleisch gezogen. Als hätte ich meine Knochen herausgeschält. Als wäre der Milchkarren über mich hinweggerumpelt.

Du bist noch immer der gleiche, bravo, er ist noch immer der gleiche. Ich bin froh, daß du noch immer der gleiche bist.

Ich muß mir die Zähne aus den Worten herausziehen. Der Mund bleibt mir in den Sätzen stecken.

Ich bin nicht gleichgültig. Mir macht es heute nichts aus, daß du gleichgültig bist. Wie soll ich gleichgültig sein, wenn ich jetzt nachhause gehen muß. Ich habe mich in Gift konserviert.

In den Schlupfwinkeln meiner verschiedenen Ichträume raschelt es oft herbstlaubig, zieht es mich in stockdunkle Gänge, die mir den Atem beklemmen und das Bewußtsein. Wache ich dann auf in der Lampenhelle einer Geräumigkeit, ist diese für mich zufällig. Was mir abhanden gekommen ist in den Jahren des häufigen Wechsels von Schrecken zu Geborgenheit ist die Neugier, der Schnüffeltrieb, die Tricks der Wirklichkeit durchschauen zu wollen.

Ich bleibe zwischen den Kulissen sitzen, wenn mir danach ist.

Heute war es sehr schön, sagt sie. So voll und friedlich, sagt er.

Er äugt zwischen und unter die grau angestaubten, ehemals grünen Zwetschenbaumblätter und erspäht nach längerem Hinsehen eine ziemliche Menge von blauen Früchten. Während sie von der Wiesenböschung, wo sie unter einem Nußbaum notdürftige Deckung gefunden hat, nicht herschauen herunterruft, zupft er eine Handvoll Zwetschen von den Ästen und auch noch eine zweite Handvoll.

Zuhause sitzt er, hat seine Suppe gegessen, einen Pampelmusen-Saft getrunken und glotzt auf die Bücherwand. Als er die Turmuhr neun Uhr schlagen hört, steht er auf und geht ins Badezimmer seine Zähne putzen.

Wenn meine Zunge über die Haut der Mundhöhle streicht, kitzelt mich diese Berührung. Gleichzeitig denke ich, daß ich sehr häufig etwas tue, dessen Sinn ich nicht einsehe, daß ich mich Dinge tun lasse, von denen ich schon im ersten Augenblick des Wollens weiß, daß es besser wäre, sie nicht zu tun. Und doch tue ich sie.

Traumbelastungen bei mitteleuropäischen Gesprächen: was soll man da tun, was kann man da tun. Das Gewicht der Welt beunruhigt mich. Kurz vor dem Mittagessen die ersten Klavierpräludien: hast du lieber Pasta oder Suppe?

Heizen sie noch nicht? fragte ich. Die vier Kinder saßen auf dem Bett über dem Ofen, drei hockten linkerhand von mir auf einem Pritschenende und zerzten an einer jungen Katze. Ich trank in schnellen Schlucken von dem Rotwein, den eines der Kinder mir in ein Glas geschüttet hatte. Die Stubendecke war sehr niedrig, der Raum klein, schätzungsweise dreimalzwei Meter, einfaches Glasfenster. Habt ihr keine doppelten Scheiben im Winter? fragte ich.

Eines der Mädchen zeigte mir hartgewordenes Plastilin, das zu einer Igelform erstarrt war. Sonnenblumenkerne gereiht zu schütterten Stacheln. Muatta, rief mit feixendem Lachen der sechsjährige Hubert, schloog n Rex oo mitn Beil ieberrn Grint, sprengmr d Hittn und geannooch Boazn.

Unter der Schädeldecke war kein Schmerz. Höchstens, daß er eine Bewegung unter der Stirnhaut fühlte. Dennoch schien vom Kopf abwärts Schwäche in alle Gliedmaßen zu sickern. Ich lasse mich gehen, ich bleibe liegen. Ich warte, bis es anders wird. Wie oft hatte er dies nicht schon gedacht.

Wenn ich morgens aufwache, werde ich mich gekräftigt fühlen und vieles wird mit der Schwäche verschwunden sein.

In der Nacht wechselte er zweimal die Pyjamajacke, weil ihn die Feuchtigkeit und der Geruch des Schweißes ekelten.

Ich ertappe mich von Zeit zu Zeit dabei, wie ich mir die Bedeutung meines Ichs ins Gedächtnis rufe. Ich fahnde sozusagen nach Indizien mei-

ner Wertigkeit und gelange mitunter zu betörenden Konstruktionen. Zum Beispiel fällt mir ein, ich könnte mich in ein Gasthaus setzen und zu sehen, wie ich alt werde.

*In der Nacht ist Regen
in mein Elefantenzimmer gefallen
das alte Porzellan schimmerte
zwischen den Rüsseln
leise klirrten die Ränder
wenn ein grauer Fuß im Schlaf
aufstampfte
kein Wind kraulte mein Haar.*

Jetzt tauche ich in den Glockenschlag hinein, spüre noch ein vorletztes Kitzeln, Wohlsein zwischen den Schulterblättern. Heute bin ich wieder im Besitz meines Körpers, der mir im Rausch schon abhanden gekommen war. Echtes Bleischmelzen in der Herzbeutelhöhle. Unsichtbare Figur, die in Sehnsucht erstarrt ist. Darf nicht aufhören an das Unmögliche als das einzig Normale zu denken, da es stets indirekt passiert. Manchmal verzweifle ich an meiner Geradlinigkeit und beginne zu gähnen, stecke die anderen an, die immer einzeln neben mir sitzen, wenn ich sie nach ihrer Langeweile frage. Immer haben sie Angst, sich ihre Bewegungslosigkeit einzugestehen. Am sichersten ist die Flucht in die Bewegungslosigkeit des Mitfließens, deshalb muß ich mich oft und immer wieder an etwas Festes anklammern, an einen verkeilten Wurzelstock zum Beispiel, der mit kahl gewaschenem zähen Geflecht aus der Strömung ragt. Plötzlich spüre ich das Reißen des Wassers und beginne im Widerstand zu zappeln.

Wenn ich mich aus dem Glockenschlag herauslöse und meinen Körper recke, fällt der Stuhl um, auf dem ich gegessen bin.

Dann winkt sie noch vom Gehsteig und vom Zebrastreifen und von der Kreuzungsmitte. Er schluckt den Speichel, biegt rechts ein und bald darauf links und fährt ein langes Stück geradeaus. Auf beiden Seiten fliegen die Schatten der altbekannten Häuser vorbei.

Als ob Wasser, in dem niemand ertrinken kann, alles bedeckte, taucht das Wort Du-Schwanengesängige plötzlich auf.

Wenn sich die Tische gleichen, an denen sie sich mit dir setzen und die

Handbewegung, mit der das Weinglas gegriffen wird und das Schweißen dabei und das Verziehen der Lippen und die darauffolgenden Vorwurfsgedanken die gleichen geblieben sind.

Gleich nach dem Frühstückskaffee bin ich in den Wald hinaufgestiegen und habe die Worte gereimt: kulligan pulligan zullikan.

Kostet es sie eine Überwindung, mir kostet es immer eine Überwindung. Kaum daß ich mich noch zurückerinnern kann: die Vorstellung, daß du in einem Türrahmen stehst, und das Haus beginnt sich zu bewegen. Du lachst noch, aber gleichzeitig siehst du, wie die Hälfte des Zimmers in den Abgrund stürzt, und während du zurückspringst in die Zimmerecke, die jetzt schon frei in zwanzig Meter Höhe mit dir hängt, siehst du das Zusammenstürzen der Stadt, soweit du nur blicken kannst.

Dann war Mittag und das Vakuum hielt an. Diese Windstille in der Brust. Kein Angriff, keine Verteidigung. Es ist ein farbloser Frühling trotz Blüten und Sonne. Mich geht er nichts an. Ich ruhe mich aus von der Erschöpfung.

Von einem Augenblick zum anderen vergißt du die Aussichten, die du eben noch genossen hast, und es fallen Stimmen über dich her. Aber sie haben ein Recht auf dich, weil du dich gegen Bezahlung an den Platz gesetzt hast, wo sie in deine Ohren und in deinen Mund stürzen können. Sie füllen deine Haut aus und bewegen sich auf deinen Beinen immer rasender durch die Zimmer, die dir immer fremder werden.

Wenn er länger als zehn Sekunden durchs Fensterglas starrte, bemerkte er den feinen Strichregen und es war, als hätte er schalldichte Türen geöffnet und hinter sich zugezogen. Jeder Raum war umstellt von kahlen Wänden. Er wußte nicht mehr, wieviele dieser Räume er schon durchschritten hatte, er öffnete immer wieder eine neue Tür, eine Rückkehr gab es nicht mehr. Einmal ins Schloß gefallen, ließen sich die Türen nicht mehr öffnen. In der Erinnerung zurück blieb nur die Leere der durchschrittenen kahlen Räume.

(Textstellen aus einem Roman-Manuskript).



JOSEPH KIENLECHNER

EINE ART BIOGRAPHIE (III)

Vom Militärdienst entlassen, mußte ich mich erst an das ungebundene Leben gewöhnen. Wenn ich am Morgen aufwachte, konnte ich es kaum fassen, daß ich ungestraft im Bett liegen bleiben konnte bis mich meine Mutter an den Frühstückstisch rief. Mein Vater war zu jener Zeit in Bozen – er hatte die Opernsängerlaufbahn aufgegeben, gab noch Konzerte, sein Hauptinteresse aber galt dem Gesangsunterricht. Er hatte viele Schüler, die ihn verehrten und schätzten. So ging es in unserer bescheidenen Wohnung in der Kapuzinergasse zu wie in einem Bienenhaus. Mein Zimmer lud zur Arbeit ein, es war hell und ging nach Norden. Meine Eltern freuten sich, daß ich wieder zu malen anfing. Meine Mutter, die eine große Blumenliebhaberin war, arrangierte prächtige Blumensträuße, die sie in mein Zimmer stellte, in der Hoffnung, daß sie mich zu einem Stillleben anregen würden. Meine so stille Tätigkeit stand im Gegensatz zur außerordentlich lärmenden Beschäftigung meines Vaters. Hohe und tiefe Töne schallten durch die Zimmerwand, immer wieder unterbrochen von der dröhnenden und drohenden Stimme meines Vaters. Ich erinnere mich noch, wie die meist verängstigten Schüler immer wieder in allen Tonlagen das Wort »Rübe – Rübe« singen mußten. Ich gewöhnte mich daran. Wenn es mir aber zu viel wurde, nahm ich meinen Aquarellblock und den Farbkasten und malte oder zeichnete in der Umgebung von Bozen. Ansonsten genoß ich mein junges Leben in vollen Zügen, wanderte, machte Klettertouren. Meine größte Begeisterung galt aber dem Skifahren. Sehnsüch-

tig erwartete ich den ersten Schnee. Wenn endlich dichte Flocken vom Himmel fielen, freute ich mich wie ein Kind und konnte es nicht erwarten, bis ich die Bretter unter den Füßen hatte.

Ganz besonders hat es mir Corvara angetan. In aller Herrgottsfrüh fuhren wir mit der Kleinbahn von Klausen nach Wolkenstein, stiegen aufs Grödner Joch und fuhren nach Corvara ab. Ich würde in eine richtige Schwärmerei geraten, wenn ich mich über die Freude der Abfahrten vom Coll'Alto, der Pralongia, über die Touren auf die Marmolada lange ausließe. Wir waren eine sorglose, lustige Gesellschaft. Meist war auch Freund Hubert Mumelter dabei, der für die Wintermonate seine Bleibe in Corvara aufgeschlagen hatte. Viele Freunde aus Deutschland gesellten sich zu uns. Wir waren im »Hotel Post« bei dem Vater Kostner und seinen Söhnen eine große Familie. Es gab keinen Touristenrummel, kurz, es war eine Zeit, an die ich nur mit Wehmut zurückdenken kann. Sie wird nicht wiederkehren, was mir für meine Töchter und Enkelkinder recht leid tut.

Den nächsten Winter verbrachte ich in Innsbruck. Es gab viel Schnee, viele Flirts und manche neuen Freundschaften. Zu meinen Freunden, die ich sehr verehrte, gehörten der Dichter Pepi Leitgeb, Dr. Punt und der Maler Kühn; auch Karl Dallago und seinen Freund und Mäzen, den Bürgermeister Knapp sah ich oft. Mit Kühn und dem Bildhauer Santifaller gründete ich die Innsbrucker »Sezession«. Die Kunsthandlung Unterberger stellte uns ein Lo-

kal zur Verfügung. Ein von mir verfaßtes Glaubensbekenntnis über unsere künstlerischen Absichten fand sogar Aufnahme in den Tageszeitungen. Der »Brennerkreis« unterstützte uns; vor allem auch der mir freundschaftlich gesinnte Maler Max Esterle, ein überaus gültiger Mensch, tat sein Möglichstes, das ablehnende Innsbrucker Publikum zu gewinnen – ohne Erfolg. So blieb es also bei dieser einzigen Ausstellung. Allabendlich trafen wir uns im Kaffee »Katzung«. Leitgeb war in unserem Kreis die überragende Figur. Seine besonnene Intelligenz und die menschliche Wärme, welche von ihm ausging, stimmten mich freudig, wenn er schon am Tisch saß, wenn ich ins Kaffeehaus kam.

In stillen Stunden träumte ich immer wieder von den schönen Bildern (vor allem von den französischen Impressionisten und von Dérain), die ich in Berlin gesehen hatte. So blieb es mein sehlichster Wunsch, nach Paris zu fahren. Aber wo das Geld hernehmen? Da kam mir ein glückliches Ereignis zu Hilfe. Mein Vater machte damals eine Erbschaft, die nicht groß war, die ihn aber immerhin in die Lage versetzte, mir 5.000 Lire in die Hand zu drücken. Er freute sich, mir meinen Herzenswunsch erfüllen zu können, und ich war selig. Mit 5.000 Lire konnte man dazumal, wenn man bescheiden war, fast ein halbes Jahr in Paris leben. In Bozen waren wir mit der Familie Baldauf sehr befreundet. Herbert Baldauf, ein sehr begabter Cellist, kam gerade aus Paris zurück, erzählte mir begeistert von seinen Eindrücken und Erlebnissen in der schönen Stadt und gab mir die Adresse eines billigen Hotels: Hôtel de la Tour d'Auvergne, Rue de la Tour d'Auvergne.

Nachdem meine gute Mutter den Koffer gepackt und mir ein Täschchen für das viele Geld genäht hatte, das sie mir dringend empfahl, immer unter dem Hemd um den Hals zu tragen, verabschiedete ich mich, mit vielen Ermahnungen von seiten meiner Mutter bedacht, von den Eltern und Freunden und machte mich auf die Reise.

Als Abschluß meiner Erinnerungen für die »Arunda« füge ich nun noch zwei Erzählungen aus meiner Pariser Zeit bei, welche ich bereits 1949 geschrieben habe:

Pariser Atelier – einst

Das erste, was mir zu Gesicht kam, als ich vor Jahren in Paris eintraf, war das deutsche Wort »Ausgang«. In großen Blockbuchstaben zeigt es dem Reisenden, der aus dem Osten kommt, wo er die »Gare de l'Est« zu verlassen hat. Ich erzähle das deshalb, weil mich nach einer acht- und zwanzigstündigen Reise voll hochgespannter Erwartungen beim Anblick dieses deutschen Wortes ein eisiger Schreck durchfuhr. Träumte ich? War ich in den falschen Zug gestiegen? Hatte mir nicht mein Vater vorgestern in Bozen 5.000 Lire in die Hand gedrückt und gesagt: »Nun kannst Du also nach Paris fahren.

Arbeite fleißig!« Zweifelnd und übermüdet schleppte ich meine Koffer zum Ausgang und war dann sehr glücklich, daß ich nicht geträumt hatte und wirklich in Paris war.

Hôtel de la Tour d'Auvergne, Rue de la Tour d'Auvergne – so stand auf dem Zettel, den mir ein befreundeter Maler, der vor 15 Jahren längere Zeit in Paris gelebt hatte, bei meiner Abreise in Bozen gab. Der Taxichauffeur schien richtig gelesen zu haben: das kleine Hotel gab es noch, die Zimmer waren zwar alle besetzt, ich weigerte mich jedoch hartnäckig, das glücklich erreichte Hotel wieder zu verlassen, und erwachte dann am ersten Morgen in Paris in einem winzigen Dachkammerchen ohne Fenster. Nur durch eine kleine Dachluke fiel das Licht auf eine ebenso kleine Waschsüssel. Begierig steckte ich meinen Kopf hinaus und sah zum ersten Mal die Dächer von Paris. Die berühmten Dächer von Paris mit den unzähligen kleinen Kaminen, die so wohlproportioniert in kleinen Gruppen über das weite Dächermeer verteilt sind und beträchtlichen Anteil am Charm und an der Schönheit der Stadt haben. Von diesem ersten Ausblick kehrte ich rußgeschwärzt in meine Dachkammer zurück und hatte nicht geringe Mühe, mich mit Hilfe der zierlichen Waschgeräte für den ersten Gang durch Paris zu säubern.

* * *

Jeden Tag wanderte ich damals stundenlang über die Boulevards, besuchte häufig den Louvre, spazierte die Seine entlang. Nach einigen Tagen geriet ich auf den Montparnasse. Französisch sprach ich dazumal noch nicht, auf Deutsch oder Italienisch war selten eine Antwort zu bekommen, Bekannte oder Freunde hatte ich nicht. So blieb ich die ersten Wochen allein in der großen Stadt, schauend und zeichnend, ohne mich auch nur eine Sekunde zu langweilen. Den ersten Brief, den ich nach Hause schrieb, trug ich lange mit mir herum, da ich keinen Briefkasten fand. Denn in Paris gibt es keine Briefkästen – zumindest keine solchen, wie ich sie in Tirol oder Italien gewohnt war. An jedem Tabakladen ist etwa in 50 cm Bodenhöhe eine kleine, verstaubte Metallplatte eingelassen, und wenn man in nächster Nähe genau hinsieht, findet man oberhalb eines kleinen Schlitzes die Aufschrift: »Boîte aux lettres«. Etwas mehr Glück hatte ich mit den auch für den Sprachgewaltigen kaum lesbaren Speisekarten in den Restaurants. Den ersten Versuch, die verwischten, undeutlich lithographierten Hieroglyphen zu entziffern, gab ich bald auf und tippte mit dem Finger auf gut Glück in die Mitte der Karte, worauf mir der Kellner épinards brachte. Spinat ist seit meiner Kindheit eine meiner Lieblingsspeisen. So ging es also auch in nächster Zeit mit den Mahlzeiten nie ganz schief.

Nach einigen Wochen, als ich bereits etwas französisch sprach, machte ich die Bekanntschaft von Lucien.

Lucien war Kellner in einem Café auf der Place de l'Opéra. Eines Morgens auf dem Weg zum

Louvre besuchte ich das Café, in welchem Lucien mit großer Geschicklichkeit und noch größerer Geschwindigkeit Apéritifs und Café-Crème für die Stehgäste am »Zinc« servierte, und beschloß, ordentlich zu frühstücken. Ich trank einige Tassen Schokolade, aß mit gutem Appetit mehrere Schinkenbrote, und als es zum Zahlen kam, merkte ich, daß ich meine Geldbörse zu Hause vergessen hatte. Wertsachen besaß ich nicht. So überlegte ich, ob ich etwa meinen nicht mehr sehr neuen Hut als Pfand anbieten könnte. Ich suchte in allen Taschen, ob sich nicht vielleicht doch ein Geldschein fand, und merkte dabei, wie Lucien auf mich aufmerksam wurde.

Ich sagte ihm in meinem nicht sehr vertrauensweckenden Französisch, ich hätte mein Geld im Hotel vergessen – im Hotel de la Tour d'Auvergne, wo ich wohnte. Lucien warf einen prüfenden Blick auf mich und sagte ziemlich gleichgültig: »Eh bien, Monsieur, zahlen Sie dann, bitte, wenn Sie das nächste Mal hier vorbeikommen.« Ich war über so viel unerwartetes Entgegenkommen etwas überrascht und entgegnete mit leichtem Protest: »Aber Sie kennen mich doch garnicht! Sie wissen nicht, ob ich wiederkomme!« Lucien schwang eine Flasche durch die Luft und goß dem alten Herrn neben mir einen Pernod ein. »Oh, ich glaube mich in Ihnen nicht zu täuschen, Monsieur. Aber falls Sie die Absicht haben, nicht wiederzukommen – mir tun die 5 Francs 90, die Sie mir schulden, nicht weh. Aber Ihnen, ja, Ihnen wünsche ich dann alles Gute für Ihr weiteres Leben«. Er sagte »Alors, à la bonheur« und lachte dabei strahlend.

Von dieser Stunde an fühlte ich mich in Paris nicht mehr als Fremder.

• • •

Wenn ich in den folgenden Jahren auf die Place de l'Opéra ging, kehrte ich fast immer bei Lucien ein. Wir unterhielten uns über das, was gerade passierte. Er fragte mich meistens, ob die Malerei noch ein gutes Geschäft sei, wie sehr er »les artistes« beneide. Er erzählte mir von seinem Onkel in Lyon, der ein bedeutender Maler sei, und als ich später einmal Schwierigkeiten mit der Aufenthaltserlaubnis hatte, brachte er mich zu seinem Freunde, dem Polizeichef des Arrondissements, welcher mir wiederum die Bekanntschaft eines besonders in die Malerei verliebten Polizeipräfekten vermittelte.

Mein kleines Hôtel verließ ich nun bald und zog in ein Atelier in der Rue Daguerre. Dort begann ein herrliches Leben, und alles war sehr bequem. Der Fleischhauer war gegenüber meiner Haustür, drei Häuser nebenan stand der Mann, der unentwegt in einer großen mit Öl gefüllten Tonne pommes frites briet, und zwischen ein und zwei Uhr mittags kam fast jeden Tag der Gemüsemann mit seinem Karren vorbei. Sein Kommen kündigte er mit Glockengeläute an, und singend pries er die Früchte der Saison. Gab es Erdbeeren, wurde stets auch Crème double angeboten.

Mit der Einsamkeit war es nun vorbei. Ich lernte viele Maler kennen, berühmte und weniger berühmte. Abends saßen wir im Café du Dôme, und ereiferten uns über Rousseau, Picasso und Matisse. Andächtig hörte ich die vielen Geschichten über Modigliani, der dazumal gerade ein Jahr tot war. Viele gute Worte fielen auch über seine Geliebte Haricot Blanc. So wurde das arme Mädchen genannt, weil es so blaß war und immer weiße Bohnen kochte (man bezahlte dazumal noch keine 300.000 Francs für ein Modigliani!) Auch Haricot Blanc erlebte den Ruhm nicht mehr: Sie stürzte sich nach dem Begräbnis ihres Freundes aus dem Fenster.

Damals traf ich auch Soutine. Er stand seinem Freunde Modigliani an Armut nicht nach. Seine Schuhe werde ich nie vergessen. Man konnte sie nur mit denen Chaplins in seinen ersten Filmen vergleichen. Ein Atelier oder ein Zimmer hatte Soutine nicht; bei schönem und warmem Wetter schlief er im Freien, bei schlechtem Wetter und im Winter abwechselnd bei seinen Freunden, welche das Glück hatten, eine Wohnung oder ein Atelier zu besitzen. Über Nacht wurde dann Soutine berühmt. Namhafte amerikanische Sammler kauften seine Bilder, der Kunsthändler Guillaume machte einen Vertrag mit ihm. Anfangs wußte Soutine mit dem vielen Geld nichts anzufangen. Ich sehe ihn heute noch vor mir, wie er damals im Café du Dôme saß, in einem nagelneuen Anzug, welcher ihm nicht ganz paßte. Stolz und ein wenig verlegen trank er seinen Pernod. An seiner Weste glänzte eine dicke Uhrkette. Die goldene Uhr war für sein kindliches Gemüt der Inbegriff des arrivierten Mannes. Fragte ihn jemand nach der Zeit, so zog er mit Würde seine Uhr (sie hatte einen Sprungdeckel) und sagte dann: »Sur ma montre d'or il y a – trois heures moins le quart«. Boshafte Freunde fragten ihn nun dauernd nach der Zeit. Daraufhin kam er seltener ins Café und zog es vor, in seiner neugemieteten Wohnung auf den Champs Elysées aus dem Fenster zu schauen. Bald fand er aber sein Gleichgewicht wieder, zog in ein Atelier auf dem Montparnasse und malte seine schönsten Bilder.

Als er einen geschlachteten Ochsen malte, ließ er ihn in sein Atelier bringen und arbeitete mit großem Eifer an einem riesigen Bild. Dies geschah im Sommer. Es war sehr warm, viel zu warm – und so begann das Fleisch nach wenigen Tagen sehr übel zu riechen. Soutine erfand eine Art Gasmasken und malte mit immer größerer Begeisterung weiter; er fand, daß das Fleisch durch die Verwesung interessanter und aufregendere Färbungen annahm, und hielt als treuer Diener seiner Kunst mutig aus. Nicht aber seine Nachbarn. Sie wurden immer dringlicher bei ihm vorstellig, schleunigst das bestialisch stinkende Tier fortzuschaffen. Soutine wollte nicht. Zu guter Letzt kam die Polizei, es gab einen riesigen Tumult, der Ochse wurde mit viel Geschrei weggeschafft, und Soutine stand verzweifelt und wehklagend vor seinem unvollendeten Werk.

Der Ausflug nach Saint Cloud

Zu jener Zeit arbeitete ich sehr intensiv. Jeden Morgen um neun Uhr kam das Modell (die Pariser Modelle sind meist sehr ordentliche und pflichtbewußte Mädchen). Einige Male aber blieb das Modell doch aus, und wenn ich die Wartezeit benutzte, um zum Fenster hinaus zu schauen, und durch den hauchdünnen silbernen Vorhang den man die »Pariser Atmosphäre« nennt, auf dem breiten Boulevard Raspail die vielen, im glänzenden Licht sich emsig bewegendenden Männer, Frauen, Kinder, Hunde und Autos gewahr wurde, erschien mir das von kaltem Nordlicht erfüllte Atelier ein sträflicher Aufenthaltsort. Glücklicherweise wie ein unerwartet befreiter Gefangener lief ich auf die Straße.

Als dies wieder einmal geschah, traf ich am Hauseingang einen jungen, mir befreundeten Schweizer Maler, der mich gerade besuchen wollte. Wir beschlossen, erst einmal einen Apéritif im »Dôme« zu trinken und dabei zu beraten, was wir an diesem herrlichen Frühsommertage tun wollten. Auf der Terrasse des »Café du Dôme« ganz hinten in der Ecke, wo er immer zu sitzen pflegte, saß Konczick, ein junger jüdischer Philosoph, den wir alle sehr gern mochten. Konczick war eine Mischung aus schärfstem Intellekt und kindlicher Naivität. »So früh am Morgen kommt Ihr hierher, Freunde – was habt Ihr vor – es wäre sehr schön, heute nach Saint Cloud zu gehen, ein herrlicher Tag« – Konczick sagte dies alles sehr rasch und fügte in gleich raschem Redefluß hinzu – »könnte vielleicht einer von Euch meinen Porridge bezahlen – wir könnten dann gleich gehen – es wäre schade, noch eine Minute länger die schlechte Stadtluft zu atmen. Kommt Madame Elisa mit – nein – das ist gut – sie wird auch noch schlafen, – wir wollen bei Kikoine vorbeigehen – er wird mitkommen.« Konczick unterbrach plötzlich seinen Redeschwall, seine kleine, zierliche Gestalt mit einer gewissen Feierlichkeit hinter dem leergegessenen Suppenteller stand still. Der Schweizer Maler ging zu dem etwas abseits stehenden Kellner. Konczick nahm seinen Hut und ging mit mir auf die Straße. Als wir wieder alle beisammen waren, drehte er sich noch einmal um und rief dem Kellner zu: »Au revoir, André, wir gehen aufs Land«. Sein Gesicht hatte einen glückseligen Ausdruck und zu einem gerade vorbeikommenden Mädchen sagte er: »Guten Tag, mein schönes Kind, kommen Sie mit uns, wir gehen aufs Land.« Ohne sich nach dem Mädchen umzusehen, ging er rasch vor uns her zur Rue Vercingétorix, wo Kikoine sein Atelier hatte.

Als wir in St. Cloud am Blauen Pavillon vorbei zu viert einen kleinen Hügel hinaufstiegen, blieb Konczick immer wieder stehen, wischte sich den Schweiß von der Stirne und erklärte uns, daß die Welt voller Lügen und Illusionen sei und daß daher das Böse immer wieder die Oberhand gewinnen werde, während er dies sagte, wurde er immer erregter, und kurz be-

vor wir die Höhe erreichten, fuchtelte er mit dem rechten Arm in der Luft herum, schnipste mit Daumen und Zeigefinger und sagte:

»Was glaubt Ihr, wer ist eigentlich besser, der, der immer Gutes redet und nichts Gutes tut, oder der, der nicht redet und Böses tut? Ich« – sagte er mit einem pfiffigen Lächeln – »glaube, daß Gott den Bösen eher lieben wird.« Er gab sich diese Antwort selbst, ohne uns zu beachten, als habe er gar keine Stellungnahme von uns erwartet.

Keiner von uns sagte auch etwas, wohl deshalb, weil wir unerwartet rasch die Höhe erreicht hatten und aus dem Wäldchen heraus ins helle Licht getreten waren. Zu unseren Füßen lag Paris mit seinem Eiffelturm; ein weißer, flimmernder Fleck am Himmel – die Kirche Sacré Coeur.

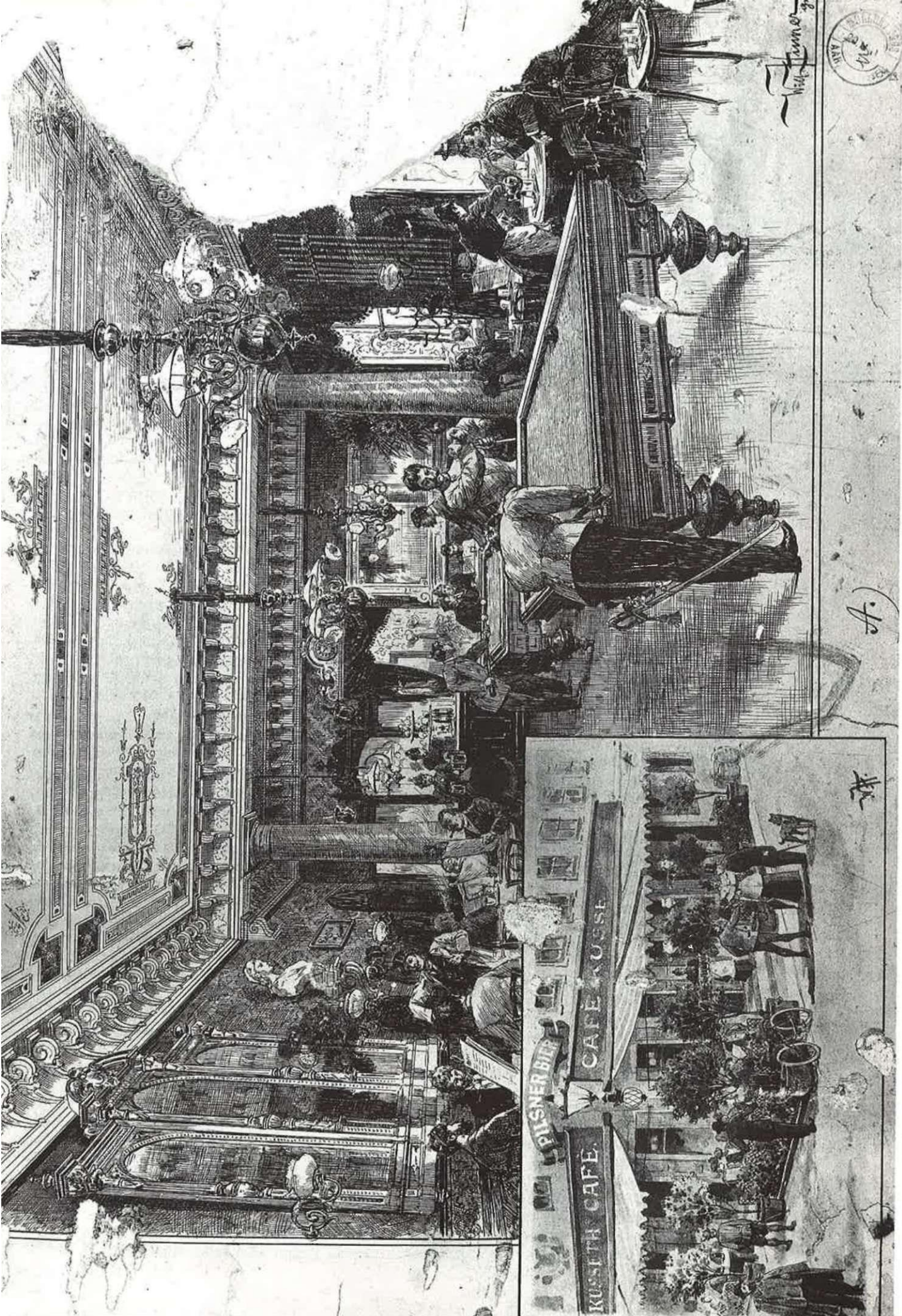
Ich setzte mich ins Gras und betrachtete die Halme, Kleeblätter und Blüten und dabei fiel mir ein, daß meine Mutter so viele Vierkleeblätter fand und ich in meinem ganzen Leben noch kein einziges gefunden hatte. Ich tastete mit den Händen über das Gras und schob die Halme auseinander, fand aber auch diesmal keines.

Etwas unter mir, an einen Baum gelehnt, saß Konczick und kritzelte mit einem winzigen Bleistift in seinem stark abgegriffenen Notizbuch. Kikoine und der Schweizer Maler standen auf dem höchsten Punkt des Hügels und redeten laut miteinander. Sie diskutierten über Violinvirtuosen und stritten, ob Heifetz oder Kreisler besser seien. Nach einer Weile kamen Kikoine und der Schweizer zu mir herunter. Kikoine sagte von weitem lachend zu mir:

»Wenn ich dich so sehe – einen Kopf hast du ja wie ein Maler, aber dein Körper könnte ebenso gut einem Ingenieur gehören.«

Seine roten Bäckchen glänzten in der Sonne, seine kleinen schwarzen Augen funkelten vergnügt hinter den dicken Brillengläsern in seinem kugelrunden Gesicht. An Kikoine war alles rund, das Gesicht, der Bauch und sogar die Hände hingen wie kleine Kugeln an seinen etwas zu kurzen Armen. Er war immer guter Laune, hatte eine brave Frau und eine ebenso brave achtzehnjährige Tochter, die Verkäuferin in den Galleries Lafayette war. Von Zeit zu Zeit verkaufte er seine Bilder zu sehr niedrigen Preisen an einen der bescheidenen Pariser Sammler, die man in allen Gesellschaftsschichten antreffen konnte. Meist waren es Rechtsanwälte oder Ärzte oder Kellner in einem Künstlercafé. Manchmal auch waren es ganz junge Leute vermögender Eltern.

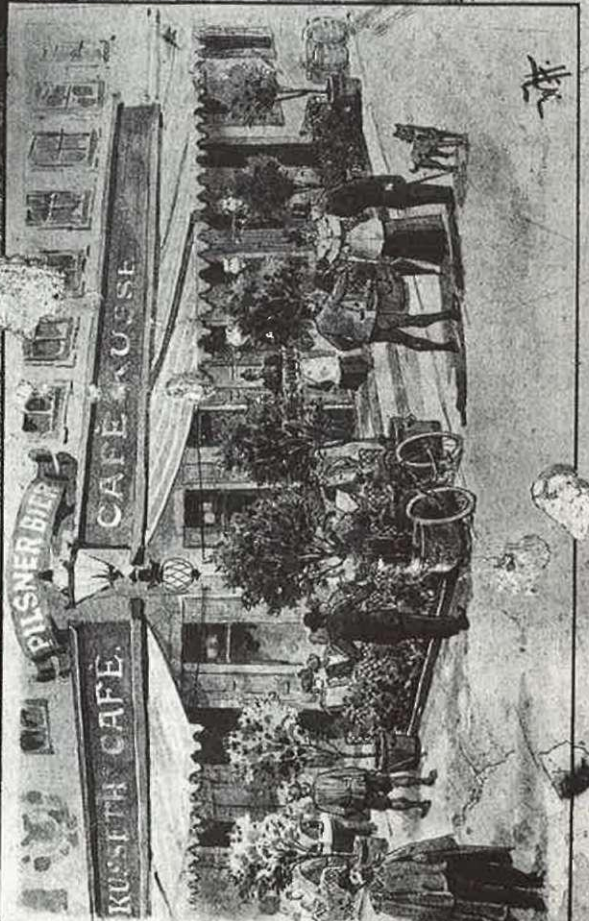
»Weißt du«, fuhr Kikoine fort, »wenn du ein guter Maler werden willst, mußt du dir einen Bauch anschaffen. Schaut mich an, ich sehe genau so aus wie Rembrandt. Ich liebe das Leben und alles Schöne auf dieser Welt, wie Rembrandt es geliebt hat. Um gut malen zu können, muß man sehr gesund sein und gute Nerven haben. Vor allem mußt du dich unbändig über etwas freuen können.«



W. Turner
1851

A.

B.



»Das ist wahr, sehr wahr«, rief plötzlich Konczick zu uns herauf, »nur wer das Leben wirklich liebt, kann gerecht und weise sein.«

»Hör einmal, Kikoine«, sagte ich, »Konczick liebt das Leben, vielleicht liebt er die Welt mehr als wir alle und schreibt kluge Bücher und ist doch so dünn wie ein Faden.«

»Das ist nicht wahr, das ist durchaus nicht wahr«, rief Konczick aus, »ich bin nur deshalb so dünn, weil ich sehr wenig esse.« Ich dachte, warum sagt er nicht »weil ich so arm bin, daß ich mir sehr oft kein Essen kaufen kann«, – er sagte aber »weil ich sehr wenig esse.« Sein Gesicht wurde ein wenig rot. Er fragte mich etwas sprunghaft:

»Ist man in Tirol sehr heiter? Man sagt, die Leute in den Bergen seien lustig. Ich glaube aber, man ist sehr sentimental in den Bergen. Sentimentalität ist schlecht. Sentimentalität verschließt den Weg zur Klarheit. Man muß die ewigen Wahrheiten erforschen.«

Er machte eine kleine Pause und fügte mit etwas belegter Stimme hinzu:

»Man muß das arme, oft recht scheußliche und immer bedrohte Leben lieben – dann ist man ein Künstler.«

Mittlerweile waren wir alle aufgestanden, der Schweizer meinte, wir sollten denselben Weg wieder zurückgehen, er hätte beim Heraufsteigen ein Motiv gesehen, welches er gerne zeichnen wollte. Wir gingen also denselben Weg zurück und waren ziemlich schweigsam. Unsere ernsten Gesichter schienen Konczick nicht sehr zu behagen. Als wir wieder in das kleine Wäldchen eintraten, fing er plötzlich an zu singen: »Aprés de ma blonde...« – mit dem rechten Arm schlug er den Takt dazu als Aufforderung an uns, mitzusingen. Sehr schön war unser Gesang gerade nicht, Kikoine war recht musikalisch und hatte einen nicht übel klingenden Tenor, aber das Gegröhle, das von mir und dem Schweizer hinzukam, konnte er nicht übertönen. Konczick sang zwar richtig, aber seine zarte Stimme kam gegen uns nicht auf. So begnügte er sich auch bald damit, vor uns herzuspringen und immer energischer mit beiden Armen zu dirigieren. Plötzlich blieb Kikoine stehen und starrte vor sich hin, als ob er ein seltsames und gefährliches Reptil entdeckt hätte. Ich folgte seinem Blick und sah einen bläulichen Papierfetzen auf dem Weg liegen. Konczick faßte mich am Arm und sagte fast andächtig: »Fünzig Francs.«

Als wir uns alle davon überzeugt hatten, daß wir es wahrhaftig mit einem echten Schein der Banque de France zu tun hatten, waren wir uns sehr rasch einig, gleich ein Restaurant aufzusuchen. »Restaurant aux Chauffeurs« – Prix fix – 6 frs. – vin compris. Das war die Art von Lokalen, die uns allen sehr behagte. Kikoine war am meisten belustigt über den unerwarteten Fund und schob als erster den Perlvorhang, der im Sommer die Eingangstür ersetzte, beiseite. »Bon jour, Maedam – quatre Pernods pour les artistes.« Er rieb sich vergnügt die Hände und setzte sich gleich an einen der vielen leeren Tische. Madame legte

ihr Strickzeug auf den Tisch und verjagte mit einem leichten Klaps den schnurrenden Kater, der es sich auf ihrem breiten Schoß bequem gemacht hatte. Konczick stürzte sich auf das in einer Ecke stehende Kegelbillard und begann sogleich eifrig zu üben. Madame wischte die an sich schon sauberen Gläser mit einem weißen Lappen ab und stellte vier davon schön ordentlich nebeneinander auf die Theke. Kikoine begann Anekdoten zu erzählen, und je mehr er von dem milchigen Getränk durch den dünnen Strohhalm in sich hineinsog, desto eifriger erzählte er.

Wir ließen uns ein herrliches Essen gut schmecken, tranken viele Liter Vin d'Anjou dazu und trafen dann am späten Abend in ausgezeichneter Stimmung im Café du Dôme ein. Dort saß der Maler Mühsam mit Madame Elisa. Elisa war die junge Frau eines pommerschen Gutsbesitzers, blond, blauäugig, sehr gepflegt und teuer angezogen, wirkte sie in unserer Umgebung besonders auffallend. Sie hatte sich früher nie für Malerei interessiert, plötzlich aber vor etwa zwei Jahren hatte sie angefangen zu malen. Es gelang ihr sogar, ihren streng konservativen Gatten zu überzeugen, daß sie unbedingt für einige Zeit nach Paris müsse. Das Merkwürdigste an dieser Frau aber waren ihre Bilder. In einer Manier, wie sie später bei vielen Surrealisten auftauchte, malte sie wilde Tiere, meist riesige Tigerköpfe, mit erstaunlicher Intensität gezeichnet. Auf fast allen Bildern war ein nackter Frauenkörper ohne Kopf zu sehen. Niemand hätte diese schizophrengruseligen Visionen hinter der bieder aussehenden Frau vermutet.

Elisa erzählte, daß sie nachmittags bei Picasso gewesen war und ihm ihre Bilder gezeigt hatte. Er hätte die Arbeiten sehr interessiert betrachtet, und dann, erzählte sie, wäre Picasso noch lange mit ihr an der Treppe gestanden, und sie hatte den Eindruck, als wollte er ganz gern ein wenig mit ihr flirten. Auf meine Frage, ob ihr Picassos Bilder gefallen hätten, ging sie garnicht ein. Sie sagte nur, er sähe doch schon recht verlobt aus. Das war Mühsam, dem leidenschaftlichsten Picasso-Verehrer unter uns, doch zu viel. Er erhob ein brüllendes Gelächter und sagte: »So verlobt müßten Sie sein, liebes Kind.«

Elisa war leicht verärgert, und uns befahl nach dem ausgiebigen Alkoholgenuß des Nachmittags eine plötzliche Müdigkeit, die uns bald aufbrechen ließ.

Am nächsten Tage um die Mittagszeit – ich war gerade dabei, mir mein Essen zu bereiten – kam mein Schweizer Freund zur Tür herein. Er sagte, das mit den fünfzig Francs gestern sei ja sehr lustig gewesen. Er ging mit großen Schritten im Atelier auf und ab und betrachtete eines meiner Bilder.

»Das Dumme ist nur«, sagte er, »ich kenne den, der das Geld verloren hat.«

»Das ist aber unangenehm«, sagte ich.

»Sehr unangenehm«, sagte der Schweizer. »Ich selbst habe das Geld beim Aufstieg verloren.«

Das alte Café Kusseth in Bozen. Heute ist dort die Südtiroler Volksbuchhandlung. Noch im Betrieb ist das Hotel Kusseth, wo Josef Kienlechner oft wohnt.

NOSTALGIE

*Wie war zu Köln es doch vordem
mit Heinzelmännchen so bequem,
denn war man faul, man legte sich
hin auf die Bank und pflegte sich . . .*

Die schöne Geschichte der Kölner Heinzelmännchen von August Kopisch beschreibt das Phänomen Nostalgie sehr genau, gesehen aus der Sicht eines eher arbeitsscheuen Gesellen. Die gute alte Zeit hörte freilich auf:

*»man kann nicht mehr
wie sonsten ruhn
man muß nun alles selber tun . . .«*

Schuld war natürlich, wie bei der Vertreibung aus dem Paradies, die die nostalgische Geschichte schlechthin ist, ein Weib, ein neugieriges Weib! Auch Eva war neugierig auf die Frucht vom Baum der Erkenntnis und wollte weise werden. Damit war die paradiesische Zeit zu Ende.

Wer neugierig ist, hat Interesse für etwas Neues und zeigt damit dem ach so guten Alten so wenig Respekt, daß sich selbiges beleidigt auf nimmerwiedersehen zurückzieht.

So oder ähnlich berichten viele Geschichten und Geschichtsschreiber. Schon die Sumerer und Ägypter klagten über die Gegenwart, über die sittenverdorbenen Jugend, über zunehmende Herrschsucht, Habgier und Verschwendung – während das Leben der Vorfahren offenbar nur maßvoll, sittenstreng und gottesfürchtig war.

Mit erstaunlicher Regelmäßigkeit tauchen immer wieder solche und sehr ähnliche Klagen auf, bei den Griechen aufgeschrieben von Isokrates und Demosthenes, bei den Römern von Cato maior, Polybios, Poseidonios, Cicero, Sallust, Livius, Ovid und seither noch ungezählte Male. Der Historiker spricht von einem Gemeinplatz oder Vorurteil und ist vorsichtig bezüglich des Inhalts solcher nostalgischer Aussagen. Er weiß, daß die schlechte, dekadente, sittenverdorbenen Zeit einige Jahrhunderte später von anderen als goldenes Zeitalter gepriesen wird, in dem noch Strenge, Zucht und Ordnung herrschten.

Aus diesem Persistieren von Nostalgie dürfen wir allerdings auch nicht den voreiligen Schluß ziehen, es habe sich überhaupt nichts geändert und alles sei mehr oder minder immer schon so ge-

wesen. Ein kleines Beispiel, das Freunde mir erzählten, soll einen Schimmer der totalen Andersartigkeit früherer Zeiten aufleuchten lassen. Diese Freunde bewunderten im Breisgauer Münster einen geschnitzten Altar aus Lindenh Holz, im Jahr 1521 von einem Meister fertiggestellt, der nur mit seinen Initialen H. L. signierte. Im Gasthaus neben dem Münster beim Kaffeetrinken blättern sie im Prospekt des Hauses. Da stand: gestaltet von: . . . , Bilder von . . . , lithographiert von . . . , layout von . . . , gedruckt von . . . und schließlich noch der Name dessen, der den Text verfaßte. Die Zeiten haben sich geändert und von der Gegenwart aus ist die Vergangenheit nicht mehr einzuholen. Es ist sogar fraglich, ob antik verbrämte Gegenwart noch irgendetwas mit der Vergangenheit zu tun hat, aus der heraus sie fälschlicherweise sich zu legitimieren sucht. Dieser Traditionalismus wird möglich, wenn das Bedürfnis nach Kontinuität aufkommt, was wiederum ein Symptom dafür ist, daß es keine oder wenig Kontinuität gibt. Im Zeitalter des Pluralismus, der vielen Fragen und Fragwürdigkeiten, der schwer definierbaren, problematischen Sachverhalte ist das selbstverständliche Tun, das die Basis für jede Art von Kontinuität bildet, selten geworden. Wir wissen von der Vergangenheit wenig, wir können uns eine stabile Gesellschaft und Geisteswelt, in der Gott den obersten Platz einnahm, gar nicht mehr vorstellen.

Tausend unverkürzte Eindrücke bilden unser Jetzt, was aber einer ausschließt aus diesem Meer von Eindrücken, was er nicht wahrhaben will, das muß er dann anderswo ansiedeln, am besten in der Vergangenheit. Er ist dann sicher, daß es so und nicht anders gewesen sein muß – diese Sicherheit sollte uns stutzig machen. Wenn wir Quellen studieren, dann merken wir, wie fremd und schwer nachvollziehbar diese Vergangenheit ist. Selbst Fakten aus dem eigenen Leben wirken nach einiger Zeit befremdend, wenn Quellen vorhanden sind. Wem die Peinlichkeit widerfuhr, als erwachsener Mensch eine eigenhändig geschriebene Seite aus einem Poesiealbum, das mehr als zehn Jahre alt ist, zu sehen, weiß, wie fremd Vergangenheit wird.

Wir wissen von der Vergangenheit fast ebenso wenig wie von der Zukunft, wenn wir das Erleben befragen und nicht das Faktenwissen, das

LIAB

*i mächd mei gsichd in deine hendt vaschdegga,
mächd aus da zeid a loch schnein
und mid dia drin nistn,
i mächad bliahn und
ne need ans vawäika denga
i mächad wissn
wos des is.
des is d liab,
hod s gsogd,
awa
wia des gfui sein nama ghabd hod
war s scho dahi.*

JOSEF WITTMANN

ein leeres theoretisches Gerüst ist. Ich stehe an der Straße, um sie als Fußgänger zu überqueren. Der ohrenbetäubende Lärm, der Auspuffgestank der nie abreißenden Fahrzeugkolonne ist alltäglich erlebt und so sehr bekannt, daß ich mit Staunen und leichter Ungläubigkeit daran denke, wie wir als Kinder an ebendemselben Fleck der Straße lange Zeit warteten, um ein Auto zu sehen. Manchmal warteten wir vergeblich. Als es im Winter schneite, wurde auf ebendieser Straße gerodelt, da gab es Schneeballschlachten und als der Belag fester geworden war, auch Schlittschuhläufer. Ich weiß das alles, aber ich fühle nicht mehr das atemberaubende Bewundern eines Autos oder die Verlockung der weißen Fläche am Morgen früh, in die wir mit unseren Kinderfüßen Spuren zeichneten. Ich habe den Geruch und Geschmack und die Farbe und all die kleinen Wünsche und Gedanken und Kümmernisse des Kindseins für immer verloren, auch und gerade dann, wenn ich mich sehr wohl erinnere.

Nostalgie macht den Fehler, daß sie meint, Vergangenheit zu kennen, gerade den Bereich des Nach- und Miterlebens von Vergangenheit, der so schwer zugänglich ist. Unser Fühlen ist eine kurzlebige Sache, nur das Wissen überdauert. Ein kleiner See hat mich das gelehrt: im Sommer als Badeort, im Winter als Eislaufplatz war er mir sehr vertraut. Jeden Winkel kannte ich und die vielfältigen Farb- und Stimmungsände-

rungen mit der Tageszeit. Den Wechsel des weichen Wassers in Eis und den des tragenden Eises in Wasser konnte ich mir in der nicht entsprechenden Zeit einfach nicht vorstellen, obwohl mein Kopf davon wußte.

Diese hochnostalgischen Betrachtungen, ich gebe es zu, rühren daher, daß mein Wunsch nach Stille und verkehrsfreien Orten im Moment einfach nicht erfüllt werden kann, ich lebe diesen Teil der Welt nicht und imaginiere, anstatt zu erleben.

Wird aber die Vergangenheit glorifizierend verfälscht, dann blockieren Ängste die Gegenwart, die wirksam Verwandlungen verhindern. Leben ist identisch mit dauerndem Sich-Verändern, die Zeit auch. Die flüchtigste Mode steht daher dem Leben näher als das starre Festhalten am angeblich Immer-schon-so-Gewesenen, das vielleicht einmal kostbar war, das aber, wie alles übrige, durch Zeit und Gebrauch unansehnlich und verbraucht wurde. »Die schönsten Kleider geben Lumpen«, das gilt auch für Grundsätze und »Einfür-allemal«-Wahrheiten (nur die kleinste Wahrheit, die der Zahl ist zeitlos).

Das Gegenteil nostalgischen Denkens, das irgendwie den Menschen als unveränderlich voraussetzt, ist ein furchtloses Sich-auf-den-Weg-machen, um Veränderungen zu provozieren, es ist die Geschichte dessen, der auszieht, um sein Glück zu suchen.

ARUNDA-RÄTSEL

Lösung des Rätsels aus ARUNDA 4:

Der Vater der Familie ist jetzt 36 Jahre alt, die Mutter 33, das Kind 12.

Im Jahr 1968 war der Vater 27, die Mutter 24, das Kind 3.

Geburtsjahr der Mutter 1944 (27 x 24 x 3).

Richtige Lösungen:

Trude Oberegger, Mühlbachpromenade 5c, Bozen

Hansjörg Cimadom, Ortnerweg 60, Brixen

Rudolf Meraner, Sillweg 6, Eppan

Gunther Filippi, Cagliaristraße, Bozen

Kurt Graf, Jonenbachstraße 202, Rifferswil

Die Gewinner erhielten eine Flasche Wein.

NEUES RÄTSEL: Das Wort »NOSTALGIE« besteht aus 9 verschiedenen Buchstaben.

Ordnet man jedem Buchstaben eine Ziffer zu, (verschiedene Buchstaben entsprechen verschiedene Ziffern) und zieht die sechste Wurzel daraus, so erhält man eine zweistellige Zahl »N« von Nostalgie = O.

Lösungen bitte an: LISL SALTUARI, Nazario-Sauro-Straße 10, 39100 Bozen.

Vom Wesen des Lachens

Auszüge - Übertragen von Eppo Steinacker, Landeck

»Der Weise lacht nur zitternd«. Von welchen höchst autoritativen Lippen, aus welcher vollkommen orthodoxen Feder ist diese seltsame und packende Maxime geflossen? . . . Nun also, untersuchen wir diesen merkwürdigen Satz:

Der Weise, d. h. der vom Geist des Herrn bewegt ist, der die Praxis des göttlichen Formelbuches hat, lacht nur mit Zittern, gibt sich nur mit Zittern dem Lachen hin. Der Weise zittert, wenn er gelacht hat. Der Weise fürchtet das Lachen, wie er die weltlichen Schauspiele und die fleischliche Begierde fürchtet. Er hält am Rande des Lachens inne, wie er am Rand der Versuchung innehält. Es besteht also, ihm nach, ein gewisser geheimer Widerspruch zwischen dem Charakter eines Weisen und dem ursprünglichen Charakter des Lachens. In der Tat, um nur im Vorübergehen eine erhabene Erinnerung zu streifen, möchte ich bemerken – was vollkommen den authentisch christlichen Charakter jener Maxime bekräftigt – daß der Weise der Weisen, das fleischgewordene Wort, nie gelacht hat. Und doch hat das fleischgewordene Wort den Zorn, hat es selbst die Tränen gekannt.

Halten wir also fest: Erstens, da ist ein Autor – ein christlicher ohne Zweifel – der es als sicher ansieht, daß der Weise sehr genau zusieht, ehe er sich erlaubt zu lachen, wie wenn ihm davon ich weiß nicht was für ein Unbehagen, was für eine Unruhe zurückbleiben müßte, und zweitens, das Komische verschwindet vom Gesichtspunkt einer absoluten Weisheit und Macht aus. In den Augen dessen, der alles weiß, alles vermag, gibt es keine Komik. Wenn wir jetzt die zwei Sätze umkehren, so würde daraus folgen, daß das Lachen im allgemeinen das Teil der Narren ist und daß es immer mehr oder weniger Unwissenheit und Schwäche in sich schließt . . .

Es ist gewiß, wenn man sich auf den orthodoxen Standpunkt stellen will, daß das menschliche Lachen auf das engste mit dem Geschehnis eines uralten Falles, einer leiblichen und seelischen Degradation zusammenhängt. Das Lachen und der Schmerz findet durch diejenigen Organe ihren Ausdruck, in denen die Gewalt und das Wissen über gut und böse ihren Sitz haben: die Augen und den Mund. Im irdischen Paradies (man nehme es als vergangen oder als zukünftig, als Erinnerung oder als Verheißung, wie die Theologen oder wie die Sozialisten) im irdischen Paradies, d. h. in dem Stadium, wo es dem Menschen schien, alle Kreatur sei gut, war die Freude nicht in dem La-

chen. Kein Leid traf ihn, so war sein Gesicht einfach und gesammelt, und das Lachen, das jetzt die Nationen schüttelt, entstellte nicht die Züge seines Antlitzes. Das Lachen und die Tränen können im Paradies der Wonne nicht sichtbar werden. Sie sind beide die Kinder des Leids und sie sind gekommen, weil es dem entnervten Körper des Menschen an der Kraft gebrach, sie niederzuhalten. Vom Gesichtspunkt meines christlichen Philosophen ist das Lachen seiner Lippen Zeichen eines ebenso großen Elends als die Tränen seiner Augen. Das Wesen, das sein Bild vervielfachen wollte, hat nicht in den Mund des Menschen die Zähne des Löwen gesetzt, aber der Mensch zerreißt mit dem Lachen; noch in seine Augen die bestechende List der Schlangen, aber er verführt mit den Tränen. Und merkt wohl, daß es wiederum die Tränen sind, mit denen der Mensch die Leiden des Menschen abwäscht, daß es das Lachen ist, mit dem er manchmal das Herz des Menschen tröstet und an sich zieht. Denn die Erscheinungen, die der Fall gezeitigt hat, werden die Mittel der Erlösung sein.

Ein hinreichender Beweis dafür, daß das Komische eines der klarsten satanischen Merkmale des Menschen ist, einer der zahlreichen Kerne, die der symbolische Apfel barg, ist die einmütige Auffassung der Physiologen des Lachens über den letzten Grund dieser monströsen Erscheinung. Ihre Entdeckung ist übrigens nicht sehr tief und reicht nicht sehr weit. Das Lachen, sagen sie, kommt von der Überlegenheit. Es nähme mich nicht wunder, wenn der Physiologe selbst vor dieser Entdeckung in dem Gedanken an seine eigene Überlegenheit in Lachen ausgebrochen wäre. Auch hätte er sagen müssen: Das Lachen kommt von der Idee unserer eigenen Überlegenheit. Satanische Idee, wenn je eine es war! Überhebung und Verirrung! Bekannt ist, daß alle Narren in den Heilanstalten die Idee ihrer eigenen Überlegenheit über alle Maßen entwickelt haben. Ich kenne keine Narren der Demut. Halten wir fest, daß das Lachen eines der gewöhnlichsten und häufigsten Symptome des Wahnsinns ist . . . Ich habe gesagt, daß sich im Lachen eine Schwäche kundtut; und wirklich, welches sprechendere Zeichen von Hinfälligkeit als nervöse Zuckungen, als eine unwillkürliche Entladung, dem Niesen vergleichbar und hervorgerufen durch den Anblick fremden Mißgeschicks? Dieses Mißgeschick ist fast immer ein geistiges Versagen. Gibt es Beklagenswerteres als Schwäche, die sich freut an der Schwäche?

Aber es gibt Schlimmeres. Dieses Mißgeschick ist manchmal von sehr untergeordneter Art, ein Gebrechen im Bereich des Körperlichen . . . Was ist denn gar so erfreulich am Anblick eines Mannes, der auf dem Eis oder auf dem Pflaster stürzt, der am Ende eines Trottoirs stolpert, daß sich das Antlitz seines Bruders in Christo in liederlicher Weise verzerrt, daß die Muskeln seines Gesichtes plötzlich wie eine Turmuhr zu Mittag oder wie ein aufziehbares Spielzeug zu spielen beginnen? Der arme Teufel hat sich zumindest beschmutzt, vielleicht hat er sich ein lebenswichtiges Glied gebrochen. Indessen das Lachen ist heraus, unwiderstehlich und jäh. Soviel ist sicher: wenn man den Zustand des Lachers ergründen will, so wird man im Untergrund seines Denkens einen gewissen unbewußten Stolz finden: Ich falle nicht, ich gehe aufrecht, mein Gang ist fest und sicher. Ich würde bestimmt nicht so törricht sein, die Unterbrechung eines Gehsteigs oder einen Pflasterstein, der den Weg versperrt, nicht zu sehen.

Die romantische Schule oder, richtiger, eine ihrer Unterabteilungen, die satanische Schule hat dieses Grundgesetz des Lachens gut begriffen . . . All die Gottesleugner des Melodramas, diese Verdammten, Verstoßenen, unwiderrufflich durch ein Grinsen Gezeichneten, das sich von einem Ohr zum anderen zieht, stehen in der orthodoxen Ordnung des Lachens. Schließlich sind sie fast alle legitime oder illegitime Enkel des berühmten Reisenden Melmoth, der großen satanischen Schöpfung des verehrungswürdigen Maturin. Gibt es Größeres, gibt es Mächtigeres im Verhältnis zur armseligen Menschheit als diesen bleichen und gelangweilten Melmoth? Und doch hat er seine schwache, verworfene, widergöttliche und lichtfeindliche Seite. Wie lacht er doch, wie lacht er, ständig sich vergleichend mit dem Menschengewürm, er, der so stark, so gescheit ist, er, für den ein Teil der menschlichen Lebensgesetze, körperlicher wie geistiger, nicht mehr gilt. Und dieses Lachen ist die fortwährende Explosion seines Zorns und seines Leids. Es ist, man verstehe mich recht, das notwendige Ergebnis seiner widerspruchsvollen Doppelnatur, die unendlich groß ist im Verhältnis zur Menschheit, unendlich feil und niedrig im Verhältnis zur absoluten Wahrheit und Gerechtigkeit. Melmoth ist ein lebender Widerspruch. Er ist aus den Grundbedingungen des Lebens herausgetreten. Sein Organismus trägt sein Denken nicht mehr. Deshalb friert einen bei

diesem Lachen, deshalb dreht es einem die Eingeweide um. Es ist ein Lachen, das nie schläft wie eine Krankheit, die geduldig ihren Weg geht und einen Auftrag der Vorsehung ausführt. Und so erfüllt das Lachen Melmoth', das der höchste Ausdruck des Stolzes ist, unablässig seine Aufgabe: zu zerreißen und zu verbrennen die Lippen des unheilbaren Lachers.

Fassen wir nun zusammen und legen wir deutlicher die wichtigsten Punkte fest, die eine Art Theorie des Lachens bilden. Das Lachen ist satanisch. Es ist also durch und durch menschlich. Es ist im Menschen die Folge der Idee von seiner eigenen Überlegenheit. Und wirklich, wie das Lachen wesentlich menschlich ist, so ist es wesentlich widerspruchsvoll, d. h. es ist zugleich das Zeichen einer unendlichen Größe und eines unendlichen Elends. Unendliches Elend im Verhältnis zum absoluten Wesen, das zu fassen er die Kraft hat, unendliche Größe im Verhältnis zu den Tieren. Dem fortwährenden Zusammenprall dieser beiden Unendlichkeiten entringt sich das Lachen.

Man glaube nun nicht, daß wir aller Schwierigkeiten ledig sind. Auch der für die Spitzfindigkeiten der Ästhetik am wenigsten Geeichte würde mir recht bald diesen hinterhältigen Einwand machen: Das Lachen ist verschiedenartig. Man freut sich nicht immer an einem Mißgeschick, an einer Schwäche, an einer Minderwertigkeit. Sehr viele Schauspiele, die unser Lachen erregen und nicht nur die Belustigungen der Kindheit, sondern auch so manches, was die Künstler zu ihrer Unterhaltung treiben, hat mit dem Geist Satans durchaus nichts zu tun. Darin ist wohl einiger Anschein von Wahrheit. Aber man muß vor allem Freude und Lachen wohl auseinanderhalten. Die Freude besteht an und für sich, aber sie kennt verschiedene Arten der Kundgabe. Manchesmal ist sie fast unsichtbar. Ein andermal spricht sie die Sprache der Tränen. Das Lachen ist nur ein Ausdruck, ein Symptom, ein Merkmal. Symptom wofür? Das ist die Frage. Die Freude ist eins. Das Lachen ist Ausdruck eines Gefühls, das doppelt oder widerspruchsvoll ist; und daher kommt es zu einem Krampf. Auch ist das Lachen der Kinder, das man mir – vergebens – gern entgegenhalten möchte, schon als rein physiologischer Ausdrucksvorgang, als Form, ganz und gar verschieden vom Lachen des Erwachsenen, der der Aufführung einer Komödie beiwohnt, eine Karikatur betrachtet, oder vom Lachen Melmoth' . . . Das Kinderlachen ist wie das Aufblühen einer

Blume. Es ist die Freude zu empfangen, die Freude zu atmen, die Freude sich zu öffnen, die Freude zu schauen, zu leben, zu wachsen. Es ist eine Pflanzenfreude. Auch ist es im allgemeinen eher ein Lächeln, etwas was dem Schweifwedeln der Hunde oder dem Schnurren der Katze gleicht. Beachten wir dennoch folgendes wohl: Wenn sich auch das Lachen der Kinder noch von den Äußerungen tierischer Zufriedenheit unterscheidet, dann deshalb, weil dieses Lachen nicht ganz frei von Geltungsdrang ist, so wie es Menschenzipfeln, das heißt aber Satanskeimen im ersten Grün zukommt. Es gibt einen Fall, wo die Frage verwickelter liegt. Das ist das Lachen des Erwachsenen, diesmal ein wahrhaftes, tüchtiges Lachen beim Anblick von Dingen, die kein Zeichen von Schwäche oder Ungeschick bei seinesgleichen sind. Man wird leicht erraten, daß ich vom Lachen über das Grotteske sprechen will. Die Ausgebirten einer blühenden Phantasie, die Wesen, deren Seinsgrund und Daseinsberechtigung sich aus dem Kodex des gesunden Menschenverstandes nicht begründen läßt, stacheln uns oft zu einem tollen, zügellosen Gelächter, das sich in herzerreißendem Stöhnen ergeht und an dem wir förmlich ersticken. Es ist klar, daß man da unterscheiden muß und daß wir da auf einer anderen Stufe sind. Das Komische ist vom künstlerischen Gesichtspunkt Nachahmung, worin sich eine gewisse schöpferische Fähigkeit mengt, d. h. eine gewisse künstlerische Idealität. Nun wird der menschliche Stolz, der stets die Oberhand gewinnt und der der natürliche Grund des Lachens im Fall des Komischen ist, auch zum natürlichen Grund des Lachens im Fall des Grottesken, das eine Schöpfung ist, an der eine gewisse Fähigkeit beteiligt ist, in der Natur vorgegebene Elemente nachzuahmen. Ich will sagen, daß in diesem Fall das Lachen Ausfluß des Glaubens an die Überlegenheit nicht mehr des Menschen über den Menschen, sondern des Menschen über die Natur ist. Man halte diese Idee nicht für zu spitzfindig. Das wäre kein hinreichender Grund sie von sich zu weisen. Sondern es handelt sich darum, eine andere Erklärung zu finden, die uns besser ein-geht. Wenn die unsere weithergeholt... erscheint, so deshalb, weil das durch das Grotteske hervorgerufene Lachen etwas Tiefes, Axiomatisches und Ursprüngliches an sich hat, das dem unschuldigen Leben und der reinen Freude viel näher kommt als das Lachen, das durch die Komik der gesellschaftlichen Sitten und Zustände erzeugt wird. Zwischen diesen zwei Arten des Lachens besteht, ganz abgese-

hen von der Nützlichkeitsfrage, derselbe Unterschied, wie zwischen der Tendenzliteratur und der Schule des »art pour l'art.« Von einer ähnlichen Höhe beherrscht das Grotteske jene andere Art des Komischen.

Ich werde von jetzt ab das Grotteske absolute Komik nennen im Gegensatz zur gewöhnlichen Komik, die ich charakteristische Komik nennen will. Die charakteristische Komik spricht eine deutlichere, dem großen Haufen leichter verständliche Sprache, ist vor allem leichter aufzulösen, da ihr Grundelement sichtlich ein zweifaches ist: das Künstlerische und der sittliche Gehalt. Aber die absolute Komik, die der Natur ein gut Stück näher steht, stellt sich uns unter einer unteilbaren Gestalt dar, die intuitiv erfaßt sein will. Für das Grotteske gibt es nur eine Bewährung, das ist das Lachen, und zwar das sofortige. Bei der charakteristischen Komik ist es durchaus erlaubt, erst zu lachen, wenn alles vorüber ist. Das spricht nicht gegen ihren Wert. Es ist eine Frage schnellen oder langsamen Erfassens.

Ich habe gesagt: Absolute Komik. Man muß hier immerhin auf der Hut sein. Vom Standpunkt des Absoluten schlechthin gibt es nur mehr die Freude. Das Komische kann absolut nur im Verhältnis zur gefallenen Menschheit sein, und so verstehe ich es auch.

Hinweise auf die in vorstehendem Auszug nicht enthaltenen Teile des Baudelaire'schen Essays:

Im folgenden gibt Baudelaire eine genauere Klassifikation der Komik. Er spricht ferner vom Komischen in der Antike; hier, meint er, unterliegen wir, deren Erkenntnis von gut und böse sich durch das Kommen Christi ebenso vertieft hat, wie unsere Fähigkeit zum Guten und Bösen gewachsen ist, sehr leicht Irrtümern. Auf uns wirkt manches komisch, was der altrömische (oder altchinesische) Bildner gar nicht als komisch intendiert hat. Weiter handelt er vom komischen Genius der Franzosen, Deutschen, Engländer, Italiener, Spanier. In Frankreich, wo der Einzelne so stark an die Sozietät gebunden ist, herrscht die charakteristische Komik vor (Beispiele: die Lustspiele Molières, die Erzählungen Voltaires). Immerhin findet man das Grotteske bei Rabelais, bei Karikaturisten wie Callot, Daumier, Gavarni, in den Ballet-Zwischenspielen Molières zum Eingebildeten Kranken und zum Bürger als Edelmann. Die höchste Offenbarung der absoluten Komik ist in Baudelaires Augen E.T. A. Hoffmann; er analysiert eingehend mehrere seiner Werke. Auch eine Pantomime englischer Komödianten (ihr Gastspiel war beim Pariser Publikum auf wenig Verständnis gestoßen) fesselt ihn außerordentlich und er bespricht sie höchst anschaulich. Angemerkt sei noch, daß die wiederholt vorkommende Umschreibung der conditio humana mit »Elend und Größe des Menschen« dem christlichen Denker Blaise Pascal entlehnt ist.

Ludwig
von
Ficker

Lieber Herr Steinacker!

Entschuldigen Sie, daß ich Ihnen erst heute meinen Eindruck sage – freilich nur sehr flüchtig (zu mehr reicht's bei mir nie!) – von den Ausführungen Baudelaires zum Lachen. Diese gehören sicher zum Gründlichsten und Tiefsten, was ich über diesen Gegenstand und die Welt seiner Beweggründe – das Komische – gelesen habe. (Bergson freilich kenne ich nicht, aber die Dichter, die ja tiefer aus dem Anschaulichen kommen, wenn sie nicht an der Oberfläche der Welt kleben, sind in diesem Fall ja meist auch die einleuchtenderen Denker). Es ist nur schade, daß jeder »Satanist« sich am Ende doch ins Ästhetische salviert und so sich die letzte Konsequenz aus seinem Blick in die Hölle und auf Erden schenkt. Würde ein solcher dazu den Mut und die Entschlossenheit aufbringen (wie z. B. Kierkegaard sie ohne Zweifel aufgebracht hat); würde er über das Niveau der spezifisch künstlerischen Geborgenheit im Ästhetischen (und wie erstaunlich ist dieses Niveau bei Baudelaire!) sich erheben oder im Ernst sich darunter weg in die Hölle der Verzweiflung fallen lassen können, wer weiß, ob er nicht dann doch einen Bezirk der Wiedergeburt alles Wahrnehmbaren entdecken würde, wo auch das Lachen, dieser ahnungslose Garant der Erbsünde in der Welt, der sie zugleich in den Wind zu schlagen scheint, unter Umständen – und zwar überzeugender als bei Kindern – sozusagen den aufgehobenen Aspekt einer gewissen Unschuld wiedergewinnen kann. Ich glaube, daß es kein Zufall und daß kein äußerer Umstand daran schuld ist, daß dem Dichter bei dieser Meditation das Thema am Ende zerflattert. Denn so scharfsinnig er seine These verfißt, so wahr es im Grunde ist, was er uns vor Augen und zu Gemüte führt: die Art, wie es geschieht, macht am Ende doch den Eindruck einer souveränen Spiegelfechtereier. Sie setzt sich gleichsam selbst in Indifferenz und weist dem Glauben, aus dem sie meditiert, seinen Virtuosenplatz im Rahmen ihrer Ästhetik an.

Gerade das Lachen aber wie das Weinen spielt, scheint mir, in einer Sphäre der Erbschuld auf der Welt, die zugleich den Bestand der Unschuld sicherstellt, die sie verrät, und so offenbart sich in diesen Phänomenen einer überwältigten Selbstbeherrschung des Menschen – auch beim Lachen kann er bekanntlich Tränen vergießen – etwas, das am Ende noch geheimnisvoller ist, als der seiner selbst sichere »Satanist« wahrhaben und der Mitwelt weismachen will. Aber das weiß natürlich Baudelaire besser als jeder andere – und so mußte dieses Stück schließlich Fragment bleiben. Ihre Übersetzung scheint mir übrigens ausgezeichnet zu sein.

Brief an den Übersetzer von Baudelaires Schrift **VOM WESEN DES LACHENS**

(Der Brief ist undatiert und, seltsamerweise, auch nicht unterschrieben; doch wurde er mit Sicherheit zwischen Anfang 1934 und Frühjahr 1935 geschrieben).



Nostalgie und Eros

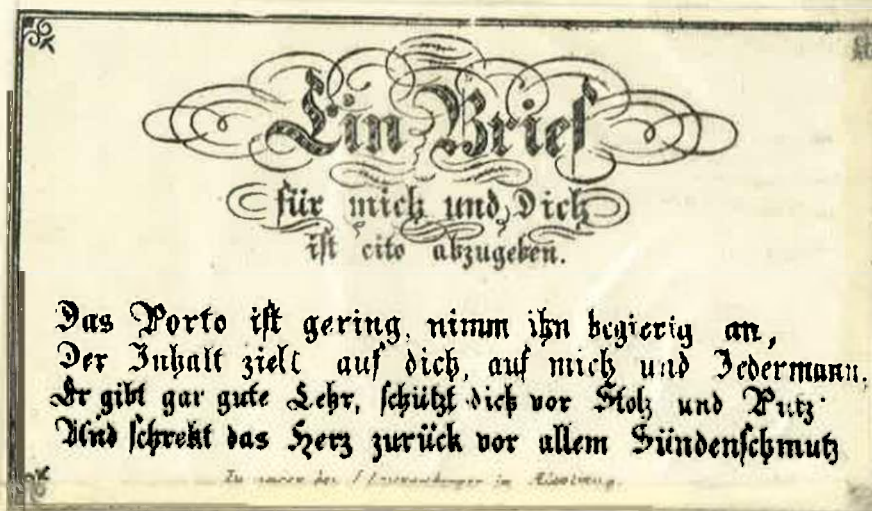
Wie dürfte man dabei jene Ursehnsucht vergessen, mit der sich die Liebenden ewig suchen? Platon berichtet im Symposium von der ursprünglichen Natur des Menschen: »Denn erstlich gab es drei Geschlechter von Menschen, nicht wie jetzt nur zwei, männliches und weibliches, sondern es gab noch ein drittes dazu, welches das gemeinschaftliche von diesen beiden, dessen Namen auch noch übrig ist, es selbst aber ist verschwunden. Mannweiblich nämlich war damals das eine, Gestalt und Benennung zusammengesetzt aus jenen beiden, dem männlichen und weiblichen . . . weil das männliche ursprünglich der Sonne Ausgeburt war und das weibliche der Erde, das an beiden teilhabende aber des Mondes, der ja auch selbst an beiden teilhat. An Kraft und Stärke nun waren sie gewaltig und hatten auch große Gedanken . . .« und so konnte es nicht ausbleiben, »daß sie sich einen Zugang zum Himmel bahnen wollten, um die Götter anzugreifen.« Zur Strafe wurden die Menschen in zwei Hälften zerschnitten, »wie wenn man Früchte zerschneidet . . . Nachdem nun die Gestalt entzweigeschnitten war, sehnte sich jedes nach seiner anderen Hälfte, und so kamen sie zusammen, umfaßten sich mit den Armen und schlangen sich ineinander . . . Von so langem her also ist die Liebe zueinander den Menschen angeboren, um die ursprüngliche Natur wiederherzustellen, und versucht aus zweien eins zu machen und die menschliche Natur zu heilen.«

Eros aber ist der große Dämon zwischen dem Weiblichen und Männlichen, zwischen dem Sterblichen und Unsterblichen. Seine Aufgabe ist es, »zu verdolmetschen und zu überbringen den Göttern, was von den Menschen, und den Menschen, was von den Göttern kommt . . . In der Mitte zwischen beiden ist es also die Ergänzung, so daß nun das Ganze in sich selbst verbunden ist.« Wer aber ist Vater und Mutter dieses jüngsten und zartesten Gottes? Dazu wieder Platon: »Als nämlich Aphrodite geboren war, schmausten die Götter, und unter den übrigen auch Poros, der Sohn der Metis. Als sie nun abgesspeist, kam, um sich etwas zu erbetteln, da es doch festlich herging, auch Penia und stand an der Tür. Poros nun, be-

rauscht vom Nektar, denn Wein gab es noch nicht, ging in den Garten des Zeus hinaus, und schwer und müde wie er war, schlief er ein. Penia nun, die ihrer Dürftigkeit wegen den Anschlag faßte, ein Kind mit Peros zu erzeugen, legte sich zu ihm und empfing den Eros. Deshalb ist auch Eros der Aphrodite Begleiter und Diener geworden, wegen seiner Empfängnis an ihrem Geburtsfest und weil er nun von Natur ein Liebhaber des Schönen ist und Aphrodite schön ist. Als des Poros und der Penia Sohn aber befindet sich Eros in solcherlei Umständen: Zuerst ist er immer arm und bei weitem nicht fein und schön, wie die meisten glauben, vielmehr rauh, unansehnlich, unbeschuht, ohne Behausung, auf dem Boden immer umherliegend und unbedeckt, schläft vor den Türen und auf den Straßen im Freien und ist der Natur seiner Mutter gemäß immer der Dürftigkeit Genosse. Und nach seinem Vater wiederum stellt er dem Guten und Schönen nach, ist tapfer, keck, und rüstig, ein gewaltiger Jäger, allezeit irgend Ränke schmiedend, nach Einsicht strebend, sinnreich, sein ganzes Leben lang philosophierend, ein arger Zauberer, Giftmischer und Sophist, und weder wie ein Unsterblicher geartet noch wie ein Sterblicher, bald am demselben Tage blühend und gedeihend, wenn es ihm gut geht, bald auch hinsterbend, doch aber wieder auflebend nach seines Vaters Natur. Was er sich aber schafft, geht ihm immer wieder fort, so daß Eros nie weder arm ist noch reich und auch zwischen Weisheit und Unverstand immer in der Mitte steht.«

In manchen Mythen heißt es, daß Eros, der dem Weltei entschlüpfte, der erste der Götter war, da ohne ihn keiner der anderen hätte geboren werden können. Sie sagen, daß er gleichen Alters wie Mutter Erde und Tartaros sei, und bestreiten, daß er einen Vater oder eine Mutter, außer Eileithyia, der Göttin der Geburt, gehabt habe.

Nostalgie als Eros, als Umkehr zum Ursprung, als Sehnsucht nach der Geborgenheit des Paradieses, nach dem Garten des Vaters, nach dem Mutterschoß, Rückkehr in die Erde . . .



DICHTER a. D.

*A. D. auf Karten und Briefköpfe,
in den Reisepaß gestempelt,
aber deutlich.
Als Ehrengast noch in der Loge sitzen,
mitleidig belächelt,
wenn sie um den Lorbeer der Angst rennen,
die Silbernadel der Schwermut.
Dem Pistenjäger um Hundertstel Wirklichkeit
auf der neuesten Modepiste
die Hand drücken
vor der Kamera.
»Avantgardisten aller Nationen vereinigt euch!«
als schreiendes Plakat hinter mir.
Das Glas leeren auf die Jugend der Welt.*

RUDOLF HENZ

DIE GROSSE ALTERSFUGE

ZEITGENOSSE a. D.

*Mein Garten von Böcken und Heulziegen
zerstampft.
Wie einen Irrfahrer empfangen sie mich.
Wir beschimpfen uns
über den alten Bauertisch hin,
sagen: fragwürdig, absurd,
Selbstverständnis, Verunsicherung,
Image.
Sie halten sich vor Lachen den Bauch.
Dein Haus? Dein Garten?
Du träumst, Opa,
nur Unkraut hast du gesät,
Disteln, Wegerich, Mieren.
Ihre zerschundenen Hände zeigen sie,
die Kletten im Haar
und tragen mehr Trauer in den Augen,
als auch Achtzehnjährigen zusteht.
Ich aber trage ein halbes Jahrhundert
Hoffnung in mir,
noch immer Hoffnung,
Das trennt uns.*

ZEITGENOSSE a. D.

*Bei der Weltkonkurrenz
der nützlichen Idioten
nicht einmal mehr Ehrengast.
Zaungast, mehr nicht,
neugierig wie die Buben in den Bäumen.
Wer gewinnt den Weltcup
der neuen Wirklichkeit,
die Marschlieder brüllenden Steppensöhne?
Die nach Scheiterhaufen und Galgen
schreienden Volksschüler?
Die Spieler mit Wortseifenblasen
sind längst ausgeschieden.*

Prof. Dr. Rudolf Henz, Herausgeber bedeutender Literaturzeitschriften, Vorsitzender vieler wichtiger Gremien, Humanist, Idealist und »Præceptor Austriae«, ist am 10. Mai achtzig Jahre alt geworden. Diesen Anlaß nehme das kulturelle Österreich wahr, dem Jubilar eine Festschrift zu widmen, die Werdegang und Schaffen dieser außergewöhnlichen Persönlichkeit aufzeigt. Dem 600-Seiten-Werk entnehmen wir die Dichtung »Die große Alterstuge«, die Abrechnung eines alten Herrn mit dem Zeitgeist, ein Werk voller Kraft, Luzidität und Hoffnung.

MENSCH a. D.

Abtreten!
Jawohl, ich verschwinde schon.
Anmaßend war ich ja nicht.
Aber jetzt die Erde
wieder Fanatikern überlassen?
Gewalttätigen Spießern,
sadistischen Romantikern,
Darüberrednern, Vorbeirednern.
zeitblinden Beamten Gottes
mit Pensionsberechtigung.
Diesen Herrednern, Hinrednern,
Wer liebt noch die Erde,
den blauen Planeten,
den Nesselstrauch hinter dem Rosenbeet,
die kleine grüne Schlange,
den ungezogenen Hund,
die Hagelwolke,
die Bestie Mensch?

Nicht mehr im Chor der Jünglinge singen!
Nicht mit alten Freunden zum Trost,
auch nicht aus Angst!
Nicht mehr auf der Ehrentribüne sitzen,
wenn sie die Namen der weltbesten Träumer
ausrufen,
die Medaillen für die stärksten Zertrümmerer
des Vergangenen,
den Goldpokal für den jüngsten Henker der
Freiheit.
Das Unbegreifbare vergessen,
das Begreifbare,
das Versäumte,
das Erreichte,
das Ungesagte,
das Gesagte.
In einen Haufen Stille kriechen,
noch tiefer,
bis du die apokalyptischen Horden
der Steppe nicht mehr hörst,
nicht die dröhnenden Lügen der Seelenaufkäufer
in allen Kontinenten,
auch nicht das Schweigen Gottes,
nur das Wispern im Herzen.

ZEITGENOSSE a. D.

Propheten, Experten, Beobachter,
Wahrsager, Kyberneten, Generalregler,
Kunstpäpste, unfehlbar,
Schneewäscher, Windschneider,
nicht einmal die neuesten Hoffnungen stören
dich,
die Wortzaubrer der höchsten Rangklasse.
Ob die traurigen Jünglinge,
im Knopfloch den Zeitfisch,
Wachs in den Ohren,
rote Farbbrillen,
hinter dir herhöhnern,
schau nicht um!
Frag den Hausmeister nicht,
ob er den Orion singen hört.
Alle zurücklassen,
Alle!

Die Sterne warten,
bis der Qualm sich verzicht,
die Augen nicht mehr tränen.
Im Reisepaß
»Zeitgenosse«
auch gegen die Warnung der Freunde.
Ohne Stolz,
ohne Scham,
müde, doch gierig
hinter neuen Formeln her,
des Lebens, des Todes,
des Menschen.
Hinter den Flammen von Grodek,
dem Todesqualm von Auschwitz
die Herrlichkeit des Jahrhunderts.

NEUE FÖRDERER

Prof. Sepp Gregor, Bonn
Dr. Herbert Hofer-Zeni, Salzburg
Dr. Friedrich Hohenauer, Innsbruck
Dir. Helmut Matt, Laas
Prof. Dr. Osmud Menghin, Hall in Tirol
Raiffeisenkasse Tschars
Ing. Dr. Josef Tappeiner, Schlanders
Arch. Dr. Hermann Trebo, Bozen
Volksbank Meran
Josef Wielander, Schlanders

*Wir danken hier auch jenen Förderern,
die nicht genannt werden wollten.*

Liebe Leser,

ARUNDA wurde 1976 als neue Kulturzeitschrift vorgestellt. Nun liegt bereits die 5. Nummer vor. Abonnenten und Förderer haben entscheidend zu diesem Erfolg beigetragen. Trotzdem haben wir Sorgen: Bedingt durch die Kleinheit des Absatzgebietes und eine entsprechend kleine Auflage kostet uns jede ARUNDA-Nummer mehr, als wir dafür verlangen. Die Mitarbeiter und die Redaktion opfern zahllose Gratisarbeitsstunden, damit die Zeitschrift auch weiterhin in dieser Aufmachung erscheinen und vor allem unabhängig bleiben kann.

Sollten Sie durch einen Beitrag unsere Arbeit unterstützen wollen, würden wir auch Ihren Namen gern unter den neuen Förderern anführen. Sie können uns helfen, indem Sie neue Abonnenten gewinnen oder – was schon viele machen – schenken Sie ein ARUNDA-Abonnement! Geschenk- und Bestellkarten haben wir diesem Heft beigelegt. Es grüßt im Namen der Redaktion

Hans Wielander

• • •

Förderungsbeiträge und Überweisungen bitte auf das Konto Nr. 20568 - ARUNDA der Raiffeisenkasse Schlanders oder an den Herausgeber Dr. Hans Wielander, I-39028 SCHLANDERS, Hauptstraße 12, Tel (0473) 7 01 03. Der Preis für ein 4-Nummern-Abonnement: Lire 12.000 / Schilling 270,- / DM 38,- / sFr. 38,- / Porto frei.

INHALT:

	Seite
Titelbild	
<i>Das Urpaar</i> aus dem Triptychon Genesis von Jörg Hofer, Laas	
<i>Majestät muß...</i> Zeichnung von Paul Flora, Innsbruck	2
<i>Mitteilung der Redaktion</i>	3
<i>Ulixes oder die Umkehr</i> von Norbert Florineth, Laas	4
<i>Politik und Marmor</i> von Hans Wielander, Schlanders	6
<i>Ein altes Bild von St. Ulrich betrachtend</i> von Markus Vallazza, Salzburg	18
<i>Hermann Josef Keim</i> von Edgar Moroder, St. Ulrich, Gröden	20
<i>Krasnojarsk</i> von H. J. Keim	22
<i>Die Kapelle des Heiligen Sebastian</i> von Herbert Rosendorfer, Taufkirchen	25
<i>Drei Gedichte</i> von Thilde Foradori-Petroni, Bozen	29
<i>Der Alpentarzan</i> von Roland Kristanell, Naturns	30
<i>Nostalgisches Weimar</i> von Norbert C. Kaser, Bruneck	32
<i>Collagen</i> von Gina Thusek, Meran	33
<i>Kitsch mit doppeltem Boden</i> von Gerhard Becker-Gelf, Meran	34
<i>Was ist Kitsch?</i> Brief von Wilem Flusser	36
<i>Stegener Markt</i> von Norbert C. Kaser, Bruneck	37
<i>Enge und Ende</i> von Gerald Nietzsche, Landeck	38
<i>Drei Fotos</i> von Josef Hubert, Kufstein	38
<i>Gedichte</i> von Hans Haid, Reinprechtspölla	38
<i>Laub König</i> von Lisl Saltuari, Bozen	41
<i>Der Hirsch und die Spielkarte</i> , Zeichnung von Trude Oberegger-Saltuari	41
<i>Poesias</i> von Andri Peer, Winterthur	45
<i>Deet höückn se</i> von Hans Haid	46
<i>Katzen</i> von Kurt Pircher, Lana; Fotos von Walter Paris, Meran	48
<i>Erinnerungen an Sisál</i> von Paul Preims, Meran-Ulten	50
<i>Franz Woeth, der Auswanderer</i> , ein Brief an Luis Trenker	52
<i>Reisebericht an Miamora</i> von Volkmar Hauser, Innsbruck	54
<i>Eine alte Frau – ein alter Mann</i> von Norbert C. Kaser, Bruneck	55
<i>Lagár</i> von Franz Tumler, Berlin	56
<i>Die Mundart ist immer »in«</i> von Friedl Brehm, Feldafing	58
<i>Brennsuppn</i> von Hannes Seufferth, Grainau	59
<i>Mittags</i> , Textstellen aus einem Romanmanuskript von Josef Zoderer, Bozen	60
<i>Eine Art Biographie</i> von Josef Klenlechner, Bozen-Bracciano	62
<i>Das alte Kaffee Kusseth</i> in Bozen	66
<i>Nostalgie</i> von Lisl Saltuari, Bozen	68
<i>ARUNDA-RÄTSEL</i> von Klaus Saltuari, Bozen	69
<i>Vom Wesen des Lachens</i> von Charles Baudelaire mit einem Brief von Ludwig von Ficker an den Übersetzer Eppo Steinacker, Landeck	70
<i>Eros und Aphrodite</i> , Stich 1810	74
<i>Nostalgie und Eros</i> mit einem Brief als Beilage	75
<i>Die große Altersfuge</i> von Rudolf Henz	76
Rückseite <i>TRIPTYCHON »GENESIS«</i> von Jörg Hofer in der Apsis der romanischen Sininius-Kirche bei Laas.	
Fotos auf Seite 6, 7, 10, 11, 14, 15, 16, 17, 28, 29, 31, 57 von Hans Wielander	
Fotoarchiv Arbeitskreis Vinschgau	

ARUNDA – SÜDTIROLER KULTURZEITSCHRIFT

Herausgeber und Redaktion:

Dr. HANS WIELANDER – I-39028 SCHLANDERS - HAUPTSTRASSE 12, TEL. (0473) 7 01 03

VERANTWORTLICHER:

Dr. VOLKER OBEREGGER, BOZEN-GRIES - MÜHLBACHPROMENADE 5-c

S.i.a.p. Gr. IV-70% - Reg. Trib. Bozen Nr. 7/76 R.St. vom 10.3.1976

Umschlag: Fotolitho Rapid Meran – Maschinensatz: »Gries« C. Walzl, Bozen
Druckerei Union, Meran

Überweisungen für Abonnements und Förderungsbeiträge an das ARUNDA-Konto Nr. 20568 Raiffeisenkasse SCHLANDERS/Südtirol oder persönlich an den Herausgeber Dr. Hans Wielander, I-39028 SCHLANDERS, Hauptstr. 12, Tel. (0473) 7 01 03. – Die Nummern 1, 2 und 3 der ARUNDA können nur mehr bei Aufnahme eines Abonnements – das sind vier Nummern – geliefert werden.

Diese Einzelnummer kann auch durch die Redaktion bestellt werden.

